BERG UND SINN

MICHAEL HOLZER
KLAUS HASELBÖCK

BERG UND SINN

Im Nachstieg von Viktor Frankl

BERG WELTEN

Sämtliche Angaben in diesem Werk erfolgen trotz sorgfältiger Bearbeitung ohne Gewähr. Eine Haftung der Autoren bzw. Herausgeber und des Verlages ist ausgeschlossen.

1. Auflage
© 2019 Bergwelten Verlag bei Benevento Publishing Salzburg – München
eine Marke der Red Bull Media House GmbH, Wals bei Salzburg

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags, der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Gesetzt aus der Palatino, Quan, Clarendon

Medieninhaber, Verleger und Herausgeber:
Red Bull Media House GmbH
Oberst-Lepperdinger-Straße 11–15
5071 Wals bei Salzburg, Österreich

Zitat S. 87f.: Frankl V.E. (1961) Psychologie und Psychiatrie des Konzentrationslagers. In: Cruickshank E.K. et al. (Hrsg.) *Soziale und angewandte Psychiatrie. Psychiatrie der Gegenwart* (Forschung und Praxis), vol 3. Springer, Berlin, Heidelberg

Satz: b3K design, Andrea Schneider, diceindustries
Umschlaggestaltung: b3K design, Andrea Schneider, diceindustries
Lektorat: Arnold Klaffenböck, Maria-Christine Leitgeb
Illustrationen: Artur Bodenstein/carolineseidler.com
Coverbild: Frankl beim Klettern in den Stubaier Alpen, um 1948.
Viktor Frankl Archiv/Imagno/picturedesk.com
Alle Fotos: Viktor Frankl Archiv/Imagno/picturedesk.com,
außer: Bergführerabzeichen S. 81: Viktor Frankl Zentrum Wien;
Postkarten S. 90/91: ÖAV Archiv Nachlass Rudolf Reif und S. 129: Viktor Frankl Archiv
Autorenfoto S. 180: Felix Tschurtschenthaler

Printed in Europe
ISBN 978-3-7112-0004-4

Inhalt

Vorwort 7

1. Kapitel
In der Mizzi-Langer-Wand oder die Trotzmacht des Geistes 15

2. Kapitel
Auf dem Peilstein oder die Selbstermächtigung 29

3. Kapitel
Auf der Hohen Wand oder die Seilschaft als Verantwortung ... 51

4. Kapitel
Die Rax oder der Sinn des Lebens 71

5. Kapitel
Der Schneeberg oder die Weltsicht der Wirklichkeit 99

6. Kapitel
Der Dachstein oder die Ambivalenz der Aussöhnung 119

7. Kapitel
Auf die Große Zinne oder der letzte Sinn 143

Epilog
Frankl und die Berge. Ein Beitrag von Elisabeth Lukas 163

Weiterlesen 177

Steigbuch 181

Dank 182

Vorwort

Unsere erste Route führt uns 57 Stufen durch das Stiegenhaus einer berühmten Wiener Adresse. Mariannengasse 1, neunter Bezirk: Hier wird der geistige Nachlass einer wissenschaftlichen Weltkarriere verwaltet, die ein halbes Jahr nach Ende des Zweiten Weltkriegs in einer der Altbauwohnungen begann. Damals hausten 28 Menschen – Ausgebombte, Kriegsheimkehrer, Flüchtlinge – in den Zimmern und blickten durch zerborstene Fenster mit Scheiben aus Pappkarton in das Antlitz einer zerbombten Stadt. Eine Frau wohnt noch immer hier: Es ist Elli Frankl, 94, die Witwe des großen Österreichers, an den eine Gedenktafel am Eingang erinnert. Das »Viktor-Frankl-Zentrum« und das »Viktor-Frankl-Museum« sind im ersten Stock des Hauses untergebracht und bewahren dem geistigen Vermächtnis ihres Namensgebers ein sinnvolles Andenken.

Heute sind wir der Besuch der alten Dame. Elli Frankl erwartet uns an der Wohnungstür: »Hereinspaziert, meine Herren! Bitte, schauen Sie sich gern überall um.«

»Frau Frankl, sollen wir die Schuhe …?« »… anlassen, bitte. Ich tu heute noch staubsaugen«, winkt sie ab und freut sich über die Blumen. Diese Verschmitztheit in ihrem Lächeln, diese Leichtigkeit in ihren Bewegungen, die Festigkeit ihrer Stimme lässt die Frau um gut zwei Jahrzehnte jünger wirken. Als sie uns durch all die Räume der weitläufigen Mietwohnung führt, erfasst uns diese besondere Schwingung, die man an geschichtsträchtigen Plätzen spürt: Man ist zum ersten Mal hier und trotzdem kommt

einem alles vertraut vor. Andächtig stehen wir in Viktor Frankls Arbeitszimmer mit dem Erker, den er gelegentlich »Halbkreissaal« nannte, weil er hier so viele Gedanken, große Gedanken, zur Welt gebracht hat. Der Schreibtisch, die Wand mit den 29 Ehrendoktoraten renommierter Universitäten, das volle Bücherregal – hier ist noch immer alles so wie immer, das Ambiente, das wir von Fotos kennen, die vom Neurologen, Psychiater und Psychotherapeuten von Wien aus um die Welt gingen.

Elli Frankl bittet uns ins Wohnzimmer. Auf dem Couchtisch hat sie Brötchen und Orangenlimonade als »kleinen Imbiss« schön drapiert. Der Philodendron neben der offenen Flügeltür im angrenzenden Durchgangszimmer hat über die Jahrzehnte den Plafond erreicht: »Unser einziges Hochzeitsgeschenk, in einem ganz kleinen Blumentopf«, sagt Frau Frankl über das immergrüne Symbol einer Liebe, die nie zu wachsen aufgehört hat. »Uns hat man hier im Haus ja nicht die Frankls genannt, sondern die siamesischen Zwillinge. Viktor und ich haben alles gemeinsam gemacht. Es war eine wunderbare Ehe, getragen von einer großen Liebe. Eh unglaublich eigentlich, weil bei uns ja alles auf verschiedenen Ebenen war. Angefangen vom Altersunterschied, über die Bildung – Liebe hat ja keinen Intelligenzquotienten.« Ein großer Satz. Frau Frankl bringt die Dinge auf den Punkt, genauso wie ihr Mann es konnte.

Ein bettelarmes Kind aus Wien-Kaisermühlen sei sie gewesen, das ab dem zehnten Lebensjahr immer mehrere Jobs gleichzeitig hatte. »Ich war Klofrau am Wiener Trabrennplatz, habe Taschen geflochten, bis die Finger blutig waren, und in der Mariahilfer Straße Fenster geputzt. Das mach ich heute noch, Fensterputzen, warum auch nicht, wenn ich mich sicher fühle?« »Sie putzen Ihre Fenster auch von außen?« »Sicher, wer denn sonst?

Ich steig aufs Fensterbrett und putze. Früher habe ich bei anderen geputzt, jetzt putz ich meinen eigenen Dreck!« Wieder dieses erfrischende Kichern. »Sind Sie gesichert?« »Geh! Ich hätte zwar noch irgendwo ein Seil vom Klettern, aber es ist ja nur der erste Stock, früher war ich auch nie angebunden …«

KLETTERN. Jetzt ist das Stichwort gefallen, dessentwegen wir hier sind und warum uns Elli Frankls Schwiegersohn Franz Vesely den Besuch bei der alten Dame ermöglicht hat. »Ich glaube, ohne das Klettern wäre Viktor nicht am Leben geblieben. Er hat das gebraucht, nach allem, was er erlebt hatte. Es war schön zu sehen, dass er wieder lachen, sich wieder freuen kann. In den Bergen war er ein anderer Mensch. Dort war er glücklich und einfach nur der Viktor. Sonst war er ein gehetzter Mann, der den ganzen Tag hier hinter seinem Schreibtisch gesessen ist und gearbeitet hat«, erzählt sie. Dass sie auch sehr viel gemeinsam geklettert sind, war Teil ihrer Seelenseilschaft. Und ein Geschenk aus Liebe: »Allein wäre ich nie auf die Idee gekommen. Ich konnte mir unter Klettern gar nix vorstellen, ich war nie auf einem Berg, bevor ich ihn kennenlernte. Ich bin ja an der Alten Donau aufgewachsen und war immer nur im Wasser.«

Diese Frau verströmt mit ihren 94 Jahren noch immer den mädchenhaften Charme von wild, frech und wunderbar. »Ihr Mann war Bergführer: Hat er Ihnen erklärt, worauf es beim Klettern ankommt?« »Ja, ja, alles ganz genau. ›Elli, das musst du so machen und das so.‹ Ich war sehr frech und hab gesagt: ›Halt den Mund!‹ Und auch in der Wand habe ich gekeppelt wie nur, die ganze Zeit. Er hat nie in einen Zirkus gehen müssen, den hat er mit mir gehabt. Aber wenn ich oben war – dann war ich jedes Mal stolz. Es war eine schöne Zeit. Kletterer sind besondere Menschen.« Viktor und Elli Frankl haben gemeinsam die Welt

gesehen, und die Berge natürlich, die in der Nähe der Metropolen waren, in denen er Vorträge hielt.

Die weise Welt des Viktor Frankl bestand nicht nur aus hoher Geistigkeit. »Es ist schon ein Geschenk, mit einem Mann beisammen zu sein, der nicht nur ein Hirn hat, sondern auch ein Herz«, sagt Elli Frankl, macht eine Pause und fügt hinzu: »Und das hatte Viktor.« Hirn und Herz: Er dozierte an der Eliteuniversität in Harvard und scherzte derb mit Kletterkumpanen nach einer gelungenen Tour. Er dinierte mit Staatschefs und servierte Getränke in der Neuen Seehütte auf der Rax. Er war ein Wissenschaftler von Weltruf und liebte doch die Einfachheit in den Bergen am allermeisten. Viktor Frankl kannte das Leben in all seinen Facetten. Es war ein volles Leben, dessen Zeitlinie sich über mehr als neun Jahrzehnte durch das 20. Jahrhundert und über alle Kontinente der Erde erstreckte. »Der größte noch lebende Österreicher«, hatte Rudolf Kirchschläger, der einstige österreichische Bundespräsident einmal über ihn gesagt – und das war er wohl auch, gemessen an seiner Erfahrung, seiner Lebensleistung und dem, was davon geblieben ist. Die Monarchie, zwei Weltkriege und den Holocaust hat Frankl überlebt, und über die Freiheit des Willens und den Willen zum Sinn für Millionen Menschen Wege zum Sinn des Lebens aufgezeigt.

Dem publizistischen Gesamtwerk mit zahllosen Titeln, die Viktor Frankl gewidmet sind, möchte dieses Buch eine Nahaufnahme aus einer neuen Perspektive hinzufügen. Es geht um seine große Liebe zu den Bergen und zum Klettern – nicht um wissenschaftliche oder therapeutische Interpretationen. Dazu ist schon viel geschrieben worden und dafür gibt es auch Berufenere, wie Professor Elisabeth Lukas, seine berühmte Schülerin,

Plateauwanderung: Elli und Viktor Frankl auf ihrem Lieblingsberg, der Rax, 1976.

die freundlicherweise einen Beitrag für unser Buch verfasst hat. Dieses Buch ist auch keine Biografie im engeren Sinne, vielmehr haben wir mehrere Stränge miteinander verknüpft, um einen neuen Bezugsrahmen für Viktor Frankls große Passion zu schaffen.

In den folgenden sieben Kapiteln binden wir uns in eine Seilschaft mit ihm ein, überbrücken Zeit und Raum, steigen durch Felslinien, die er vor vierzig, sechzig oder neunzig Jahren geklettert ist. Wir folgen seinen Spuren in sieben Destinationen – von der Mizzi-Langer-Wand, einem mittlerweile verwaisten Klettergarten im Süden Wiens, bis auf die Große Zinne, dem Herzstück der Dolomiten. Über den gemeinsam berührten Fels, ein denkbar archaisches Speichermedium, und bei langen Wanderungen etwa über sein geliebtes Rax-Plateau haben sich seine Erlebnisse mit unseren verwoben. Große Themen seines Lebens,

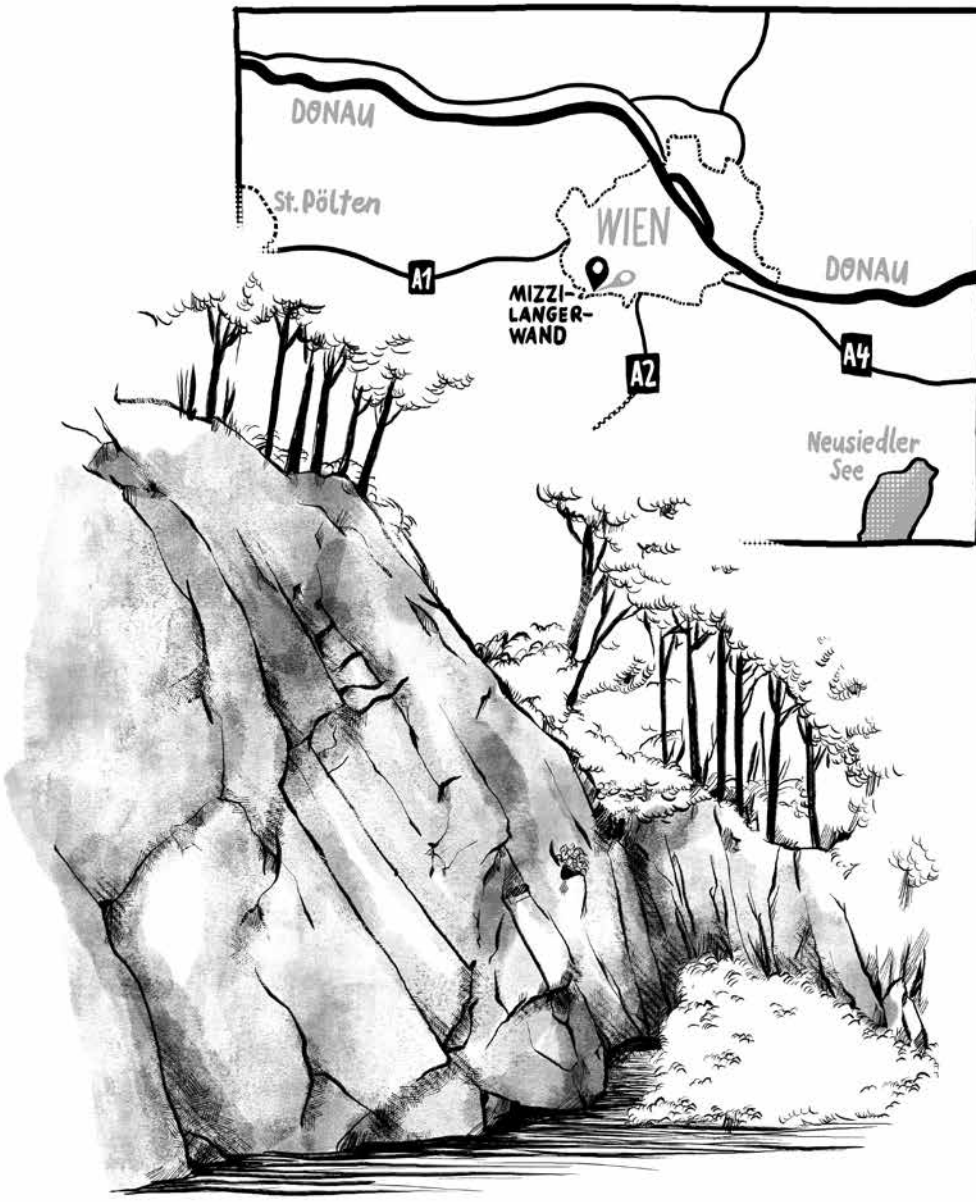
die verblüffend eng mit den alpinen Orten verbunden sind, haben wir nach Jahren intensiver Beschäftigung mit seinem Werk und Wirken neu erkannt, verstanden und in den sieben Kapiteln zusammengeführt. In seinem biografisch-alpinistischen Nachstieg haben wir Touren gewählt, die ihm wichtig und – jede auf ihre Art – für ihn charakteristisch waren. Im Anhang zu jedem Kapitel gibt es einen kurzen Steckbrief von diesen und weiteren Routen, die zu Frankls Zeit passen.

Über das Klettern sind wir ihm sehr nahe gekommen. Denn die Berge scheinen die Inspiration seiner Besucher über die Äonen zu bewahren und sie jederzeit abrufbereit zu halten für jeden, der sich ihrer Resonanz öffnen will. In dieser gemeinsamen Seilschaft sind wir tiefer in Frankls Leben und Lehre eingestiegen und seinen Sehnsüchten und Träumen gefolgt. Gespräche mit Zeitzeugen, mit seiner Witwe Elli Frankl, mit seinem Freund Giselher Guttmann, mit seinem Enkel Alexander Vesely waren ein wertvoller Beitrag, um das Kolorit seiner Persönlichkeit und seines Menschenbildes noch fassbarer zu machen. Es sind schöne Farben, und es war alles dabei auf dieser langen Reise entlang seiner langen Sinnspur: Wir atmeten die Verbundenheit unter Bergsteigern, genossen wie er die Momente großer Glückseligkeit auf stillen Zustiegen, in den Wänden oder auf den Graten und den innigen, geselligen Austausch danach.

Was haben wir gelernt, erfahren und was davon bleibt wichtig? Nun: Das reduzierte Leben in den Bergen, das Viktor Frankl über alle Maßen geschätzt hat, wartet dort oben immer auf uns. Es beschenkt uns mit einem Reichtum, der stets da, aber nie selbstverständlich ist. Es bringt uns Sinnerfahrungen und neue Perspektiven auf die großen Fragen des Lebens. Da ging es uns bei all den Touren nicht anders als unserem prominenten Vorstei-

ger. Auch selbst als es dann irgendwann galt, all das auf Papier zu bringen, fühlten wir uns ihm tief verbunden: Es waren viele, viele Stunden bei bestem Sommerwetter, die wir mit Schreiben, Zweifeln, Umschreiben vor dem Schreibtisch verbracht haben. Wie der brillante Rhetoriker zu seinen Lebzeiten, der immer von sich sagte, er habe leicht reden, aber schwer schreiben. Es ist einfacher, den Sinn des Bergsteigens zu erleben, als ihm eine Sprache zu geben. Unser Glück war, dass Viktor Frankl schon sehr viel Vorarbeit geleistet hat. Wir sind ihm nur nachgestiegen. Wenn daraus auch für andere Menschen eine Inspiration für die Berge entsteht, dann war es jede Minute und jeden Schweißtropfen dieses Weges wert. Oder wie Elli Frankl über unsere Idee zu diesem Buch sagt: »Der Viktor hätt eine Riesenfreude.«

In diesem Sinn verabschieden wir uns von ihr.
»Sie haben ja gar nicht gegessen oder getrunken, meine Herren.«
»Weil es so spannend war mit Ihnen, Frau Frankl.«
»Wo kann ich mir denn dieses Buch kaufen?«
»Wir bringen Ihnen persönlich eines vorbei, wenn wir dürfen.«


DONAU
St. Pölten
WIEN
A1
MIZZI-
LANGER-
WAND
A2
DONAU
A4
Neusiedler
See

In der Mizzi-Langer-Wand oder die Trotzmacht des Geistes

»Man muss sich ja nicht alles von sich gefallen lassen.
Man kann auch stärker sein als die Angst.«

Viktor Frankl

Vor uns liegen steile Wege und Orte des Gedenkens. Für gewöhnlich wird uns bei gemeinsamen Autofahrten die Zeit zu kurz, weil wir immer viel zu bereden haben. Diesmal ist das ganz anders – wir sind still, gesammelt, gespannt. Es fühlt sich nicht an, als wären wir einfach nur unterwegs zum Klettern wie schon so oft. Eher, als wären wir zu einer Testamentseröffnung geladen, weil der letzte Wille eines Menschen ein Auftrag an uns ist, den wir zu erfüllen haben. Hier und jetzt beginnt eine Reise, die nicht nur ein Ziel, sondern auch eine Widmung hat.

Bei Rodaun, einem Stadtteil des 23. Gemeindebezirks, hört Wien auf, Großstadt zu sein. Im nahen Wienerwald, der das Urbane aus grüner Lunge lüftet, beginnen die Alpen. Flankiert von der Pannonischen Tiefebene im Osten, schichten sich zaghaft erste Hügel auf. Je weiter man nach Süden kommt, desto markanter durchfurchen Täler die liebliche Landschaft, die Maler wie Ferdinand Georg Waldmüller erschaffen haben könnten.

Hier hat die Natur schon einen Hauch von Schroffheit. Drei Tagesmärsche wären es bis zum ersten richtigen Berg, dem 2076 Meter hohen Schneeberg. Klettern kann man jedoch, man möchte es kaum glauben, auch schon hier, am Rande der Stadt. Hier, zwischen Blumenwiesen und Föhrenwäldern, zwischen Heurigenlokalen, Parkanlagen und einem Netz von Straßen, das bald schon in eine der großen Verkehrsschlagadern des Landes, die Südautobahn, mündet.

Die Mizzi-Langer-Wand, an sich ein unscheinbar und verlassen wirkender Steinbruch, galt über weite Strecken des 20. Jahrhunderts als Epizentrum der Wiener Kletterszene. Einst war sie einen Tagesausflug mit der Straßenbahn von Wien entfernt, heute parken wir das Auto in der nahen Willergasse, oberhalb der Kaltenleutgebner Straße. Wir wohnen im Westen des Wienerwalds. Der Digitalanzeige entnehmen wir: 24 Minuten haben wir für die 21 Kilometer bis zum ersten Originalschauplatz auf unserer Spurensuche gebraucht, die uns in den kommenden Wochen und Monaten von hier aus bis nach Südtirol, in die Sextener Dolomiten, führen wird.

Wir tasten uns einen stillen, dicht verwachsenen Waldweg entlang – und sehen zunächst einmal die Wand vor lauter Bäumen nicht. Die bis zu vierzig Meter hohen Felsen am Südabhang des Zugbergs können wir bloß erahnen, ihre Präsenz nur von der weithin sichtbaren Abbruchkante ableiten. Irgendwo dort müssen sie sein. Außer unseren Schritten, unserem Atem und den gedämpften Geräuschen unserer Ausrüstung im Rucksack hört man hier nur das Flüstern der Natur.

Die Klettergenerationen vor uns haben den Klettergarten im Süden der Stadt gänzlich anders erlebt. Wer zwischen den Weltkriegen und in den Jahren danach zu den Routen unterwegs

war, hat spätestens hier, auf dem kurzen Waldweg, das Johlen und Scherzen der Freunde, die Geräusche, wenn Ledersohlen am Fels reiben, und die Seilkommandos vernommen. Es war ein buntes Treiben rund um die Felswand, die sich wie ein grau schattiertes Band über die Wiese zieht und als Drachenrücken in den Himmel sticht. Das »Anklettern« im Frühjahr galt bis weit in die Siebzigerjahre des vorigen Jahrhunderts als Pflichttermin für alle, die die Vertikale liebten. Die Touren waren der Tanzboden der Wiener Kletterer. An der »Akademikerplatte« zu bouldern, bodennah ohne Seilsicherung die Bewegungskombinationen des Kletterns zu üben, oder den »Pfeilerweg« zu durchsteigen, war die Pflicht, ehe es zur Kür hinaus an die Wände des Peilsteins, an die Rax oder ins Gesäuse und zum Dachstein ging. Hier wurde nicht nur geklettert – hier lief der Wiener Schmäh, hier lebte man, im Gras liegend, essend und trinkend, den Gemeinschaftsgeist unter Gleichgesinnten, hier wurden kühne Pläne für immer neue Kletterabenteuer geschmiedet.

Dass Viktor Emil Frankl an der Mizzi-Langer-Wand die allerersten alpinistischen Erfahrungen gemacht und damit den Grundstein für eine lebenslange Passion gelegt hat, war alles andere als vorgezeichnet. Zum ersten Mal kam er als Schüler der siebenten Klasse des Sperlgymnasiums im zweiten Wiener Gemeindebezirk im Jahr 1923 zu den Felsen der Vorstadt. Frankl begleitete einen seiner Freunde nur deshalb, weil dieser sonst niemanden gehabt hätte, der ihn hätte abseilen können. Die Absicht, selbst zu klettern, hatte Viktor anfangs gar nicht. Sie stellte sich vermutlich auch nicht ein, als er beim Sichern seines Kameraden – das machte man damals von oben – ganz bis an die Kante einer der senkrecht abfallenden Wände gelangte und zum ersten Mal in seinem Leben aus einer solchen Höhe in die Tiefe

blickte. Denn in der Beklemmung des Augenblicks wurde ihm bewusst, dass er offensichtlich an Höhenangst litt.

Diese grenzwertige Situation war ein Schlüsselerlebnis in Frankls Leben. Nicht nur, was seine alpinistischen Ambitionen betraf, sondern auch seinen weiteren Lebensweg als Arzt, Therapeut und Wissenschaftler von Weltruf, den er im Jahr darauf schon einschlagen sollte. Dieser Blick in den Abgrund der Mizzi-Langer-Wand, die Konfrontation mit seinen eigenen Ängsten, brachte den siebzehnjährigen Gymnasiasten erstmals mit jener höheren geistigen Essenz in Kontakt, die uns Menschen zu Menschen macht. Mit der Freiheit nämlich, unsere innere Einstellung zu äußeren Bedingungen des Lebens in jeder Situation wählen zu können, mit der Freiheit des Willens selbst: Sie wurde zu Frankls Lebensmaxime, zum bestimmenden Grundton seines Menschenbilds, zum zentralen Postulat seiner Logotherapie und Existenzanalyse, als deren Begründer er dann später in die Geschichte eingehen sollte. Diese Freiheit des Willens versetzt uns erst in die Lage, den mentalen Reflex in uns zu aktivieren, den Viktor Frankl »Trotzmacht des Geistes« nannte. »Man muss sich ja nicht alles von sich gefallen lassen. Man kann auch stärker sein als die Angst.« So reflektierte er später sein eigenes »… trotzdem Ja zum Klettern sagen« als Sinnbild für die uns allen innewohnende Fähigkeit, inneren Widerständen und äußeren Schwierigkeiten die Stirn zu bieten.

Als wir vor dem »Großen Dreieck« stehen, einer markanten, nachgerade künstlich anmutenden Felsformation, ist wieder diese Stille auffällig. Vom einstigen Treiben – heute sind wir die Einzigen hier, und es ist ein Sonntag im Mai mit idealem Kletterwetter – zeugen noch die Haken, die erst ab den Siebzigerjahren

zu Sicherungszwecken in den Felsen getrieben worden sind und die er nun nach und nach wieder auszuspucken scheint. Im Gras beim Wandfuß finden wir ein solches rostiges Eisenteil, wie zur Ruhe gebettet.

Das kleine Kletterrevier ist benannt nach der 1872 geborenen Maria Langer-Kauba. Die Wienerin war selbst ambitionierte Bergsteigerin, nahm 1905 als einzige Frau beim ersten Skirennen der Welt in Lilienfeld teil und führte das erste Sportgeschäft in der Hauptstadt der Monarchie. Heute wirkt die Mizzi-Langer-Wand wie ein verlassener Ballsaal, in dem in den goldenen Epochen ausgelassen getanzt und gefeiert worden ist. Jetzt sind die Räume leer. Die illustre Gesellschaft ist weitergezogen an Peilstein-Ausläufer wie den Thalhofergrat bei Alland in Niederösterreich oder die Nasenwand nahe Dürnstein in der Wachau. Wer es noch anspruchsvoller will, zeigt sein Können heute in den Adlitzgräben im Süden des Bundeslandes. Die Community ist nicht nur leistungsfähiger und braucht einen immer höheren Grad an Schwierigkeit, um an ihre Grenzen zu kommen – sie ist auch mobiler geworden. Das Zillertal in Tirol, Routen in Arco in Italien oder die Sinterfelsen von Kalymnos in Griechenland gelten mittlerweile als gut erreichbare Kletterziele. Auch das Material hat sich verändert: Statt der genagelten Lederschuhe von einst nehmen wir heute Kletterschuhe mit Hightech-Gummisohlen aus dem Rucksack, die wie Socken am Fuß anliegen und selbst auf ganz schmalen Leisten und kleinsten Tritten sicheren Halt geben. Wir legen einen extraleichten, anatomisch geschnittenen Sportkletter-Sitzgurt an. Und anstelle eines Hanfseils, das von den Vorgängern in unserem Sport um den Oberkörper geschlungen wurde und weiten Stürzen kaum standhalten konnte,

binden wir uns in ein Neun-Millimeter-Seil mit einem dynamischen Kunststoffkern ein. Schlingen mit Leichtmetallkarabinern werden wir als Zwischensicherung in die Bohrhaken einklinken, um uns ganz aufs Klettern konzentrieren zu können.

Wir sind im Nachstieg Frankls unterwegs, jedoch die Ausrüstung und damit auch der Grad des Risikos ist nicht mehr vergleichbar mit dem zu seiner Zeit. Den Sport auszuüben, bedeutet heute nicht mehr, in latenter Lebensgefahr zu sein. Kletterer in unseren Tagen sind Ausrüstungskaiser, eine ganze Industrie hat sich der Inspiration von »raus und rauf« verschrieben.

Nicht einmal die Touren an sich sind dieselben geblieben: Denn die Trotzmacht des Geistes – von Viktor Frankl und seinen Klettergefährten hier schon vor rund einem Jahrhundert tausende Male ausexerziert – hat auch den Kalkstein in der Mizzi-Langer-Wand geprägt. Wir erleben das unmittelbar, als wir uns das »Große Dreieck«, einen Uralt-Klassiker, hinauftasten. Schon unten wartet die Schlüsselstelle in Form eines schmierigen Griffs, bei dem ein Weiterkommen fast undenkbar erscheint. Zunächst, denn all die Kletterer, die die Route vor uns durchstiegen haben, bürgen dafür, dass es eine Möglichkeit geben muss, um nach oben zu kommen.

Die Trotzmacht des Geistes im Sinne Frankls hat eine andere Qualität als der Trotz, den wir umgangssprachlich meinen. Sie ist eine höhere, zentrierte Kraft in uns, der wir uns überantworten können, die uns die erforderlichen mentalen Ressourcen bereitstellt. Als Beharrlichkeit, Stärke und Wille verordnet sie unserem Körper in der Senkrechten, sich nicht der Schwerkraft zu beugen, sich nicht von Zweifeln oder Ängsten lähmen zu lassen, sondern sich auf den nächsten Griff, den nächsten Tritt, den Weg nach oben zu beziehen.

Der Schweiß, der in all den Dekaden hier geflossen ist, manifestiert sich im Gestein der Mizzi-Langer-Wand. Jedes Mal Zupacken hat die scharfen Kanten ein kleines bisschen gerundet und dem Kalk die Rauigkeit genommen. Glänzend poliert wirkende Stellen im Gestein zeugen von der ewigen Faszination, sich im Fels selbst zu überwinden.

Für uns Nachkommende wird die Route durch den »Speck« in der Wand zwar nicht einfacher, wir haben jedoch das Wissen, dass das Hinauf möglich ist. Der Berg oder vielmehr die Wand ist ein Synonym für die Herausforderung, die es zu überwinden gilt: Damals wie heute gibt der Geist die Linie vor, und der Körper steigt sie nach. Gerade dort, wo es aufs erste Hinsehen gar keine Haltepunkte zu geben scheint, wo man maximal Eidechsen einen Weg durch die Vertikale zutrauen würde, braucht es die Kreativität, machbare Routen zu erkennen, aber auch das Können, sich Zug um Zug, Tritt für Tritt am Fels hinaufzuarbeiten.

Wiener Kletterkarrieren haben nicht nur an der Mizzi-Langer-Wand begonnen. Schräg vis-à-vis, fast in Steinwurfweite, liegt die um ein gutes Drittel niedrigere Lutterwand. Eine weitere geschichtsträchtige Oase am Rande der Großstadt inmitten einer Wiese, die wie geschaffen für Familienpicknicks ist. Ein rothaariges Mädchen, höchstens sieben, acht Jahre alt, steigt mit behänder Leichtigkeit in Turnschuhen den gut strukturierten Felsen hinauf. Sein Vater, der von unten sichert, gibt Tipps für Griff- und Schrittkombinationen. Er bestärkt seine Tochter, dass das Klettern in erster Linie ein Steigen aus den Beinen ist und erst in zweiter Linie ein Ziehen mit den Armen. Nach ein paar Versuchen schafft sie auch eine knifflige Stelle, an der sie vollkommen darauf vertrauen muss, dass ihre Schuhsohle sie für einen Moment lang nur durch Reibung am Fels halten wird –

für diesen einen, kleinen, aber entscheidenden Schritt nach oben. Eine wichtige Erfahrung, als Kletterer fast eine Initiation: Das Kind strahlt vor Glück, als es den obersten Haken berührt, an dem das Seil umgelenkt wird. »Super, Große«, ruft Papa mit hörbarem Stolz in der Stimme seiner Tochter zu. Ein kleiner Gipfelsieg, ein großer Moment der Selbstüberwindung und Selbstermächtigung. Sie tänzelt die Wand nach unten, als der Vater sie abseilt. Frei von Angst und voller Lebendigkeit.

»Noch einmal!?«

»Jaaa, bitte noch einmal, Papa!«

Für uns als Beobachter ist diese für Klettergärten heute so typische Szenerie ein inspirierender Moment. Sie zeigt ein Miteinander der Generationen, wie es sein kann – wie geteilte Hingabe die doppelte Begeisterung erzeugt.

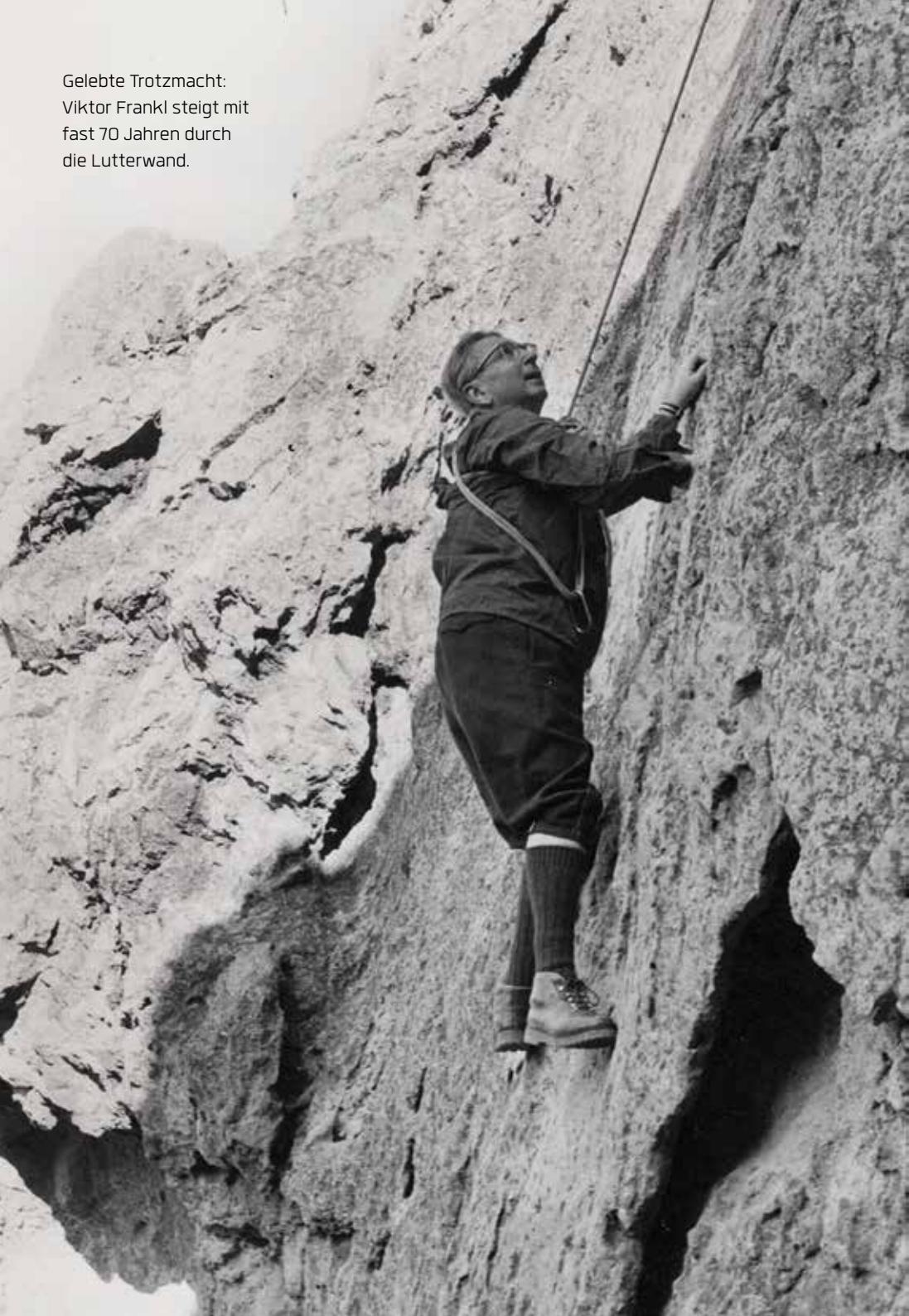
Ein Vorbild durch Vorleben von Bergbegeisterung wie dieses kleine Mädchen hatte der 1905 geborene Viktor Emil Frankl nicht. Er war ein Stadtkind, von schmächtiger Statur, aber äußerst wach im Geiste. Sein großes Interesse galt schon früh dem Verstehen menschlicher Phänomene in Medizin, Psychologie und Philosophie. Schon als Dreijähriger artikulierte Viktor deutlich, was er später einmal zu werden gedachte: Schiffsarzt.

Von der Weite des Meeres wusste der Knirps freilich ebenso wenig wie von der alpinen Natur. Seine Felsen waren die Pflastersteine der Monarchie-Metropole, sein Naturbezug in der Kindheit beschränkte sich auf Nachmittage mit seiner Mutter Elsa sowie den Geschwistern Walter und Stella im Prater. Und an den Wochenenden auf Familienwanderungen durch den Wienerwald, auf die Frankls Vater Gabriel, er war persönlicher Sekretär des Ministers für Kinderschutz und Jugendfürsorge Joseph Maria von Baernreither, bestand. Er selbst unternahm ver-

einzelt auch Bergwanderungen im Salzkammergut. Seinen Sohn Viktor zum Mitgehen in den Wienerwald zu überreden, soll hingegen einer Extra-Portion Motivation bedurft haben – meist in Form seiner geliebten Schaumrollen als Belohnung für die nicht ganz freiwillig auf sich genommene Anstrengung.

Gemessen am verbreiteten Erziehungsmodell der frühen Zwanzigerjahre, das durch Sittenstrenge, Demütigung, Missbrauch und drakonische Bestrafungen gekennzeichnet war, wuchs Viktor in seiner Familie behütet auf. Bei Eltern, die ihn zwar zur Höflichkeit anhielten und zur Einhaltung von Regeln und Pflichtbewusstsein, aber ihn nicht auf blinde Obrigkeitshörigkeit drillten, sondern Selbstbewusstsein und kritische Urteilskraft förderten. Geradezu diametral zum vorherrschenden pädagogischen Prinzip von Zucht und Ordnung, das nur darauf abzielte, Kinder und Jugendliche gefügig zu machen. Diese schwarze Pädagogik sollte sich später rächen und zur wesentlichen Erfüllungsbedingung für den tragischen Lauf der Geschichte werden: Als Erwachsene waren die auf diese Weise sozialisierten Kinder anfällig für Ideologien, durch den Nationalsozialismus verführbar und so willfährige Mitläufer in die Katastrophe.

Viktor hatte bei seinen Eltern in seiner kindlichen Entwicklung deutlich mehr Spielraum. Innerhalb der Familie kam ihm jene Freigeistrolle zu, wie man sie bei den Zweitgeborenen häufig beobachten kann. »Bocki« nannte ihn seine Mutter liebevoll und selbsterklärend, wohl weil er im Entdecken der »Trotzmacht des Geistes« schon früh großes Engagement gezeigt hatte. Doch anders als andere in seinem Alter hemmte Viktor niemand in der Entfaltung seiner Individualität und Kreativität.



Gelebte Trotzmacht: Viktor Frankl steigt mit fast 70 Jahren durch die Lutterwand.

Eine frühe Neigung zum Klettern und Bergsteigen ist aus Viktor Frankls Kindheitstagen nicht überliefert. Erwähnenswert ist vielleicht, dass die kleine Wohnung der Familie Frankl im Haus Czerningasse 6 in Wien-Leopoldstadt, Tür 25, im fünften Stock lag – ohne Lift klarerweise. So bekam der spätere Begründer der Höhenpsychologie, verteilt über die Zeit seiner Kindheit und Jugend, im eigenen Stiegenhaus eine erkleckliche Anzahl an Höhenmetern in die Beine. Noch eine Bergsteigerqualität lernte Frankl en passant als Kind und mitten in der Stadt: die Verbindlichkeit einer »Seilschaft«. Wenn er seinen Vater von dessen Büro im ersten Bezirk, wo die Wollzeile den Ring erreicht, abholte, passierten die beiden auf dem Nachhauseweg einen schmalen Betonabsatz. Dieser befand sich direkt vor dem Museum für angewandte Kunst, und dort spielte sich dann immer dasselbe Ritual ab: Viktor balancierte über den Sockel, er hielt sich dabei am Knauf des Gehstocks seines Vaters fest und war so mit ihm wie in einer Seilschaft verbunden. Gleichzeitig musste er darauf achten, auf der äußerst schmalen Linie entlang des »urbanen Felsgrats« das Gleichgewicht zu halten. Um diese beiden Aspekte geht es ja schließlich beim Klettern – um die richtige Linie auch auf ganz schmalen Graten und um das Gleichgewicht.

Auf den Spuren der Anfänge Viktor Frankls als Kletterer wählen wir zwei gemütliche Routen in der Lutterwand: das »Sanduhrenparadies« und die »Lutterplatte«. Beide mit dem dritten, vierten Schwierigkeitsgrad bewertet, im linken Bereich, wo auch schon früher viel geklettert worden ist. Auch, weil der Anspruch dem entspricht, was Viktor Frankl für sich stets als das persönlich richtige Maß in der Balance zwischen Genuss und Herausforderung interpretiert hat.

Griffige Schuppen, große Felswulste und solide Trittstrukturen bilden hier jeweils die Basis für eine schöne, jeweils knapp 15 Meter lange Kletterei. Dass die ausgiebigen Regenfälle zuletzt viel Sand in die Wand gespült haben, der erst langsam auftrocknet, stört angesichts der Kompaktheit des Gesteins wenig. Die Maßeinheit der Selbstüberwindung ist auch an der Lutterwand die eigene Körpergröße: Solange man sie nicht in Richtung Ausstieg überwindet, hat man sich auch nicht selbst überwunden. Werden währenddessen die Hände schweißnass – durch Anstrengung oder Aufregung –, so kann man den inneren Schweinehund vielleicht auch mit einem Griff in das Chalk Bag etwas zähmen. Auch das ist so ein neuzeitliches Utensil für Fans der Felsen: In dem kleinen Beutel, den man auf der Rückseite des Klettergurts trägt, befindet sich weißes Pulver namens Magnesiumkarbonat. Den »Kalk« hat man dabei, um die Feuchtigkeit der Finger zu binden. Für viele Kletterer ist der Griff in den Chalk Bag auch ein Ritual, um das eigene Nervenkostüm zu stärken. Hier in der Lutterwand kommt es gar nicht so weit, sie ist ein sicheres Laboratorium. Auf dem Foto aus dem Jahr 1974 ist dokumentiert, wie der damals 69-jährige Viktor Frankl die Lutterplatte klettert und dabei entschlossen nach oben blickt. Damals hatte er mit seiner Höhenpsychologie, die die Freiheit des Menschen zu Entscheidungen in den Mittelpunkt stellt, längst die Welt erobert. Sich durch den Fels zu bewegen, sich geistig über innere Barrieren und die Schwierigkeiten einer Wand hinwegzusetzen, um so über sich selbst hinauszuwachsen, hat ihm zeitlebens seelisch Kraft gegeben – weil die »Trotzmacht des Geistes« ein zeitloses Geschenk des Lebens ist.

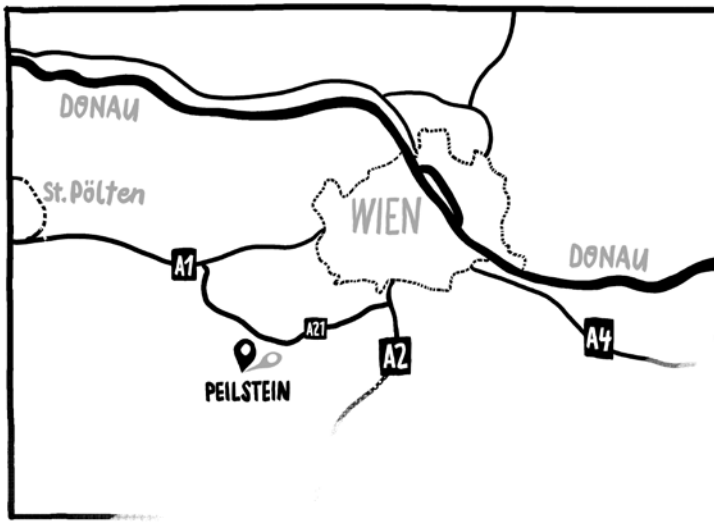
Im Nachstieg Frankls

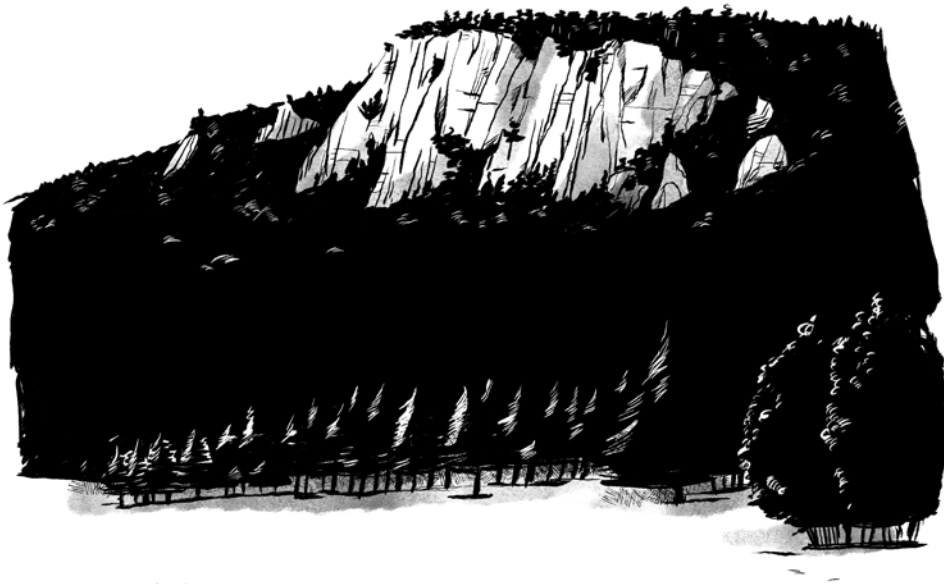
Mizzi-Langer-Wand

Zugang: Die Ketzergasse und Hochstraße im Süden von Wien nehmen und in die Kaltenleutgebner Straße abbiegen. Dann über die Willergasse in Richtung Westen durch den Wald zur Wand.
Beste Jahreszeit: Klettern ist oft ganzjährig möglich. Im Sommer kann es durch die südseitige Ausrichtung zu heiß sein. Manche der stark polierten Griffe sind dann kaum zu halten.
Empfehlenswerte Routen: Pfeilerweg (4+), Rhinozeroshaut (3), Großes Dreieck (4+), Sepp-Bauer-Platte/Akademikerplatte (6)

Lutterwand

Zugang: Über die Ketzergasse und Hochstraße im Süden von Wien in die Kaltenleutgebner Straße abbiegen. Dann in die Sonnbergstraße und nach dem Bahnübergang rechts in die Waldmühlgasse. Vor deren Ende auf kurzem Weg zur Wand.
Beste Jahreszeit: Frühjahr, Sommer und Herbst sind für die nord- und westseitig gelegenen Felsen vom Sonnenstand her ideal.
Empfehlenswerte Routen: Lutterplatte (4), Sanduhrenparadies (3+), Kleine Schuppe (2+), Verschneidung (3)


DONAU
St. Pölten
WIEN
DONAU
A1
A21
A2
A4
PEILSTEIN



Auf dem Peilstein oder die Selbstermächtigung

»Das Spannendste sind für mich das Roulettespiel, eine Hirnoperation und eine Erstbegehung.«

Viktor Frankl

Unser Lebensweg ist ein Wahlgang. In jedem Augenblick stehen wir vor Entscheidungen – und trachten danach, sie jeweils so zu treffen, dass wir danach auch hinter unseren Entscheidungen und ihren Konsequenzen stehen können. Das fällt uns vielfach gar nicht auf – und manchmal sehr schwer. Es gehört zum Kontinuum des Lebens wie das Atmen. Jede Entscheidung ist ein Unikat. Selbst wenn Milliarden anderer schon analog entschieden haben, ist das so, weil jeder Mensch einzigartig in seiner Person und einmalig in seiner Situation agiert. Wenn seit einem Jahrzehnt zehn unterschiedliche Jahrgänge eine standardisierte Zentralmatura ablegen – und pro Jahrgang sämtliche teilnehmenden Schülerinnen und Schüler zeitgleich exakt dieselben Aufgaben lösen mussten –, bleibt dennoch jede einzelne Matura ein einzigartiges Ereignis. Selbst bei identen Antworten, gleicher Punkteanzahl und gleichem Ergebnis bleiben die subjektiven Erfahrungen unterschiedlich. Wahrscheinlich allerdings mit der Übereinstimmung, dass die Matura in jener Lebensphase, in der der Übergang in ein eigenständigeres Leben erfolgt, für jeden ein wichtiger Akt der Selbstermächtigung ist.

Diese Kriterien von subjektiver Entscheidung und Erfahrung lassen sich auf alles umlegen – auch auf das Klettern, wobei der Narrativ einer Erstbegehung wie jede Pionierleistung als Kür der Passion gilt. Als Erster durch eine große Wandflucht steigen. Als Erster auf einem Gipfel stehen, auf dem zuvor noch nie jemand gestanden ist. Als Erster eine neue Linie in einem Felsbereich erkunden und ihn zu durchklettern …

Dabei ist eine Erstbegehung viel mehr als eine rein körperliche Höchstleistung. Sie ist eine Genesis, ein Prozess, der nicht nur das eigentliche Ereignis umfasst. Zunächst braucht es Fantasie, einen schöpferischen Blick auf eine Wand und die Vorstellungsgabe, um das Mögliche zu erkennen, während wir noch unten am Wandfuß stehen. Dann kommt der Mut ins Spiel, diesen Weg auch tatsächlich zu gehen. Wir treffen unsere Entscheidung im Abgleich zwischen Realität und Idealität, zwischen Sein und Sollen, zwischen dem, was uns eine neue Tour, eine Pioniertat in der Vertikalen, abverlangen wird und dem, was wir für unser persönliches Können halten. Wir unterziehen die eigene Vision einem Reality Check. Erstbegehungen am Fels sind also keine reinen Gedankengebäude – die Tour ist schon mit allen Sinnen begangen, mit jeder Zelle antizipiert, bevor sie überhaupt beginnt. Dann erst tritt der Plan in Aktion, dann erst wird alles zu unmittelbarem Erleben – die Hingabe genauso wie die innere Bereitschaft zum Risiko – und zum Scheitern. Erstbegehungen, das macht ihre Faszination aus, haben einen Preis: Erfolg ist auch und gerade auf dem Berg ein Bejahen von Risiko, und das Risiko ist die Konfrontation mit den Möglichkeiten außerhalb der Komfortzone, mit Verletzung bis Tod. Dies gilt zwar für Erstbegeher im ganz besonderen Maße, aber nicht minder für jeden Kletterer, der nachfolgt – die Einzigartigkeit der Person und die Einma-

ligkeit der Situation machen jede Klettertour zu einer Erstbegehung in eigener Sache. Und das macht das Klettern zur Parabel für das Leben.

1924 stand Viktor Frankl – als angehender oder frischgebackener Maturant, vielleicht auch schon als neu inskribierter Medizinstudent an der Universität Wien – zum ersten Mal in seinem Leben am Wandfuß des Peilsteins und am Einstieg einer der damaligen Touren. Minutiös rekonstruieren lässt sich die zeitliche Abfolge seiner Anfänge als Kletterer nicht mehr, aber immerhin historisch kontextualisieren durch kleinteilige Puzzlestücke unserer Recherchen. Dass Frankl »dem Klettern ab dem Jahr 1924 verfallen war«, hielt er in seinen Memoiren fest. Sein Debüt am Fels war für ihn viel mehr als nur ein neues Hobby: Mit dem Klettern gab er sich eine Selbstermächtigung, die sein gesamtes weiteres Leben, sein Wirken, sein Werk und seine Widerstandskraft »in der Weißglut des Leidens« bei großen Schicksalsprüfungen beeinflussen und begünstigen sollte.

Zunächst erlebte er den Peilstein aber als das, was er für viele in der Zwischenkriegszeit war: als ein Refugium für die Suche nach Neuland in der Vertikalen. Das variantenreiche Gebiet im Südosten von Wien steht wie ein alpines Monument inmitten einer hügelig-bewaldeten Lieblichkeit, die sich auf die vier niederösterreichischen Gemeinden Alland, Schwarzensee, Neuhaus und Nöstach verteilt. Die Reste des Urozeans Paratethys haben den Peilstein schon vor 35 Millionen Jahren in seiner Schroffheit aus der Erdkruste geschliffen. Sein Name, der zwischen dem Harz und Südtirol recht häufig zu finden ist, stammt vom altdeutschen Wort bîl und bezeichnete in der Jägersprache den Ort, an dem die Hundemeute bei der Jagd das Wild bei einer Felsformation stellt. Das passt, denn der »Sta«, wie die Einheimischen

den Peilstein nennen, ist auch kein singulärer Zahn, sondern ein ganzes Felsgebiss, das in die Landschaft fletscht und Kletterer herausfordert.

Die glänzend weißen Türme, die aus den Wäldern der sanften Landschaft ragen, waren schon früh ein Spielplatz der Helden. Die ersten »Kletterschulen« im Wiener Raum entstanden bereits in den 1870er- und 1880er-Jahren mit dem »Matterhörndl« im Anningergebiet und den Felsen der Hinterbrühl. Auf ihrer Suche nach mehr, nach größeren Wänden und Herausforderungen, pilgerten die jungen Kletterpioniere bald danach in Nachtmärschen zum stattlichen Kalkriff im Wienerwald. An Sonntagen – bis inklusive Samstag wurde gearbeitet – frönten sie ihrem neuen Sport. Später konnten sie die Anreise bis zur Peilsteinhütte zumindest auf fünf, sechs Stunden verkürzen, wenn sie mit der Straßenbahn bis zur Endstation in Mauer fuhren. Der Rückweg zu Fuß blieb ihnen jedoch nicht erspart.

Im Nachstieg Viktor Frankls haben wir es da wesentlich einfacher: Über die Allander Autobahn fahren wir direkt zum Gasthof am Holzschlag hinauf, stellen das Auto ab, werfen uns das Seil über die Schultern und schlendern hinüber zu den Felsen. Mehr als 30 Sektoren zählt man allein an den Hauptwänden, dazu kommen die Gebiete im nahegelegenen Arnstein und Holzschlag sowie der Thalhofergrat. Mit »Matterhorn«, »Cimone«, »Große Zinne« tragen die Touren hier klingende Namen, die die große Welt der Alpen früh in die Nähe der Metropole holten. Heute führen Sportkletterrouten aller Schwierigkeitsgrade himmelwärts, in Summe sind 1400 Linien dokumentiert. Im Jahr 1949 waren es immerhin 280, oder 280 plus 20, um genau zu sein. Doch auch dazu später mehr.

Unser heutiges Ziel in der Wand liegt auf der Hand: Wir sind unterwegs zur »Prof.-Viktor-Frankl-Kante«, die ein Teil des Bereichs »Luckerte Wand« ist. Der Einstieg ist mit signalroter Schrift markiert, die durch Witterungseinflüsse an Kontur verloren hat und allmählich zu einem Lückenrätsel für die Insider wird. »Klassische, vielfältige Route, abgeschmiert; unangenehme Leistenquerung«, vermerkt der Kletterführer von Ewald Gauster und Kurt Schall über die 17 Meter lange Kletterlinie im fünften Schwierigkeitsgrad. Zugegeben: Als wir in diese Route einsteigen, sind wir froh, dass Ewald Gauster, »Hausmeister« des Peilsteins, die Klettertouren auf dem »Sta« seit 1984 in mehreren Wellen saniert, mit Bohrhaken versehen und damit den heute geltenden Sicherheitsstandards angepasst hat. Das engmaschige Auffangnetz im wahrsten Sinn des Wortes felsenfest verbohrter, verschraubter und verklebter Haken macht dieses Klettergebiet zu einem Erlebnisraum, der den Genuss in den Mittelpunkt stellt.

Seinerzeit gab es in den Routen am Peilstein fast keine Zwischensicherungen. Bei den niedrigen Übungsfelsen kam das Seil ohnehin von oben, während in den alpinen Routen bis zum vierten und beginnenden fünften Grad die Haken-Abstinenz geradezu ein Markenzeichen der »Wiener Schule« des Kletterns war. Selbst bei den schwierigen Peilstein-Routen war vom Seilersten eine sehr stabile Moral gefragt: So musste man etwa beim 33 Meter langen »Fickertriss«, heute mit Schwierigkeitsgrad 6+ bewertet, mit zwei geschlagenen Haken zum Sichern auskommen! Wer es wagte, zusätzliche Lebensversicherungen in eine Felsritze zu hämmern, wurde argwöhnisch beäugt und als Stümper geächtet. Toleriert wurden hingegen zusätzliche Schlingen, die man über Felsspitzen legte oder – wenn es der Fels zuließ – durch Löcher im Gestein fädelte. Mehr nicht.

Klettern war damals nicht der sympathisch-bunte Schulsport, der überall freudvolle Gesichter produziert und eine Einladung an Jung und Alt ausspricht. Es galt als verwegene Tätigkeit und hatte in der Gesellschaft nicht das trendige Image von heute. Abseits eingeschworener Kreise durfte man als Bergsteiger keine gesteigerte Wertschätzung erwarten. Auch nicht, wenn man wie Viktor Frankl als angehender Neurologe und Psychiater ein »G'studierter« war: Klettern war etwas für Individualisten mit Hang zum Heroismus, und die Menschen hatten nach dem Ersten Weltkrieg andere Sorgen und Nöte, als sich für den Lifestyle junger Wilder zu begeistern.

Selbst in Routen, die wir heute als »Sportklettern« klassifizieren, war damals ein Abrutschen nicht angesagt, da dies unweigerlich Verletzungen nach sich gezogen hätte. Denn die Schultersicherung, bis in die 1970er-Jahre der übliche Weg, um den Partner in seinem Fallen zu bremsen, erwies sich oft als ohnmächtige Methode, um den auftretenden Kräften bei einem Sturz zu trotzen. Somit war klar, dass man sein eigenes Potenzial besser nicht völlig ausreizte. Lieber blieb man innerhalb der eigenen Kompetenzzone, wenn man mit schweren Schuhen oder barfuß in die noch unberührten Wände stieg oder sich rittlings an Graten fortbewegte. Regelmäßig verletzten sich Kletterer bei diesen Felsabenteuern inmitten der pittoresken Wienerwald-Szenerie – und der Weg ins nächste Spital nach Baden war sehr weit. Nicht selten war er zu weit.

Eingedenk dieser erheblichen Unterschiede zwischen den Anfängen und heute steigen wir in die »Prof.-Viktor-Frankl-Kante« ein. Den fünften Schwierigkeitsgrad bekommt sie durch eine schon etwas polierte Stelle im unteren Wandteil. Im seinerzeiti-

gen Verständnis der Bewertung von Touren galt alles, was jenseits des sechsten Grades war, als »unmöglich«, und dementsprechend viel musste in die Skala hineingepackt werden.

Dass Viktor Frankl die nach ihm benannte Tour jemals selbst geklettert ist, scheint eher unwahrscheinlich, bilanziert sie doch hart an der Obergrenze dessen, was ihm im Fels nach eigenen Angaben möglich war. Wie seine beiden Kindheitsträume, ein Fahrrad zu besitzen oder Pfadfinder zu werden, ließ sich auch sein großer Wunsch nach einer Erstbegehung als junger Erwachsener nicht erfüllen. »Das Spannendste«, schrieb er einmal, »sind für mich das Roulettespiel, eine Hirnoperation und eine Erstbegehung.« Das mit dem Casinobesuch hätte sich wohl einrichten lassen. An Hirnoperationen wagte sich Frankl später in den Wirren des Krieges heran – notgedrungen ohne konkrete Ausbildung als Autodidakt. Die Erstbegehung blieb ihm leider verwehrt. In den 1930er-Jahren war er zwar einmal zu einer Tour eingeladen, die die erstmalige Durchsteigung einer neuen Route vorsah. Weil Frankl aber Dienst als Arzt hatte, musste er für die alpinistische Pioniertat passen.

Jedem Erstbegeher kommt das Recht zu, seine Schöpfung auch selbst zu benennen. Sosehr sich Frankl darüber gefreut hätte, dies zu tun, seinen eigenen Namen hätte er dafür wohl nicht verwendet. »Seine« Kante wurde Viktor Frankl gewidmet, und zwar 1955 von Rudolf Reif – der darüber schrieb:

»Nach dem berühmten Philosophen, Neurologen, Univ. Prof. u. was weiß ich noch was benannt. Er ist mein gelegentlicher Gefährte u. die Benennung trug mir 4 Flaschen orig. Grinzinger ein. Ich suche nun andererwärts Routen, die ich nach ihm benennen kann, denn der Wein war gut u. ich könnte noch einige Flaschen vertragen.«

Reif, ein drahtiger, kleiner Mann mit Brille, galt zu seiner Zeit als Koryphäe unter Kletterern. Alle Versuche seines Vaters, ihn davon abzuhalten, bewirkten das Gegenteil. 1891 in Mähren geboren, übersiedelte Reif um die Jahrhundertwende mit seiner Familie in die Hauptstadt der Monarchie. Mit 15 Jahren erstand er sein erstes Kletterseil und zwei Paar Bergschuhe für sich und seinen Freund. Wenig später saß er dann als mutmaßlicher Einbrecher auf der Polizeistation – Passanten hatten eine Abseilübung am Donaukanal missdeutet. Einmal löste er auf der Rax eine Suchexpedition nach ihm aus, über die sogar in der Zeitung zu lesen war: Reif hatte seinen Kletteraufenthalt kurzerhand verlängert, aber vergessen, seinen Eltern Bescheid zu geben.

Für den jungen Frankl war der 716 Meter hohe Peilstein biografisch ein Meilenstein. Setzt man die Puzzleteile seiner Entwicklung zum Bergsteiger zusammen, ergibt sich folgendes Bild: Bei seiner – eher zufälligen – Teilnahme an Abseilübungen im Bereich Lutter- und Mizzi-Langer-Wand am Stadtrand von Wien hatte der Gymnasiast erkannt, dass ihm die Höhe und der Blick in den Abgrund mental sehr zu schaffen machten. Wie dargestellt, hat er vor dieser »Schwäche der eigenen Seele« aber nicht resigniert, sondern, im Gegenteil, sich ihr gestellt. Er hat sich mithilfe seiner Trotzmacht des Geistes über die eigene Angst gestellt und erste persönliche Klettererfahrungen gesammelt. Dem Ausprobieren auf den Kletterfelsen im Wiener Nahbereich folgte dann auf dem Peilstein die ernsthafte Ambition – seine Sinnsuche in der Herausforderung, ein Balanceausgleich zwischen Realität und Idealität, zwischen seinem überaus virtuosen Geist und seinem notorisch unterforderten, nicht gerade kraftstrotzenden Körper.

Im Unterschied zu anderen in seinem Alter hatte sich der heranwachsende Viktor nämlich stets über seine geistigen Fähigkeiten definiert, nie über körperliche Kompetenzen. Das rührte wohl noch aus seiner Kindheit her, wo Ärzte seiner Mutter Elsa geraten hatten, ihren Sohn wegen seiner spindeldürren Beine tunlichst vom Fußballspielen abzuhalten. Einmal soll es ihm allerdings gelungen sein, beim Ringen im nahegelegenen Prater den Klassenkräftigsten »zu legen« und in den Schwitzkasten zu nehmen. Ansonsten aber teilte der kleine, schmächtige und schwächliche Bursche die Interessen von Gleichaltrigen kaum. Umgekehrt brachte er Klassenkameraden mit rhetorischem Geschick und seiner Eigenart, offene Fragen mit wirkungsvoller Spannung in den Raum zu stellen, dazu ihm zuzuhören. Medizin, Psychologie, Philosophie – der Rest, die meisten anderen Schulfächer inklusive, interessierte ihn eher nur am Rande.

In den Wissensgebieten, die ihn faszinierten, war Viktor nach heutiger Diktion durchaus als Hochbegabter einzustufen, als seelisch überaus herausgeforderter Hochbegabter. Die ständige Auseinandersetzung mit großen Fragen des Lebens, seine intensive Beschäftigung mit Werken nihilistischer Gelehrter, dazu die von politischen Spannungen und wirtschaftlichen Problemen geprägte Zeit – all das hatte ihn in seiner Reifezeit in eine dramatische existenzielle Verunsicherung gebracht. Später reflektierte er diese in großer Offenheit, beispielsweise in einem Gespräch mit Franz Kreuzer, der in den 1970er-Jahren das Fernseh-Diskussionsformat »Club 2« leitete und später Gesundheits- und Unterrichtsminister war. Frankl: »Ich glaube, man könnte sagen, dass ich meine Lehre zunächst einmal für mich entwickelt habe. Man sagt ja für gewöhnlich, dass jeder, der ein System der Psychotherapie begründet hat, letzten Endes seine eigene Kranken-

geschichte geschrieben und darin niedergelegt hat. Man weiß, dass Sigmund Freud an kleineren Phobien gelitten hat, man weiß, dass Alfred Adler darunter gelitten hat, dass er als Kind nicht besonders kräftig und gesund war. So kam Freud zu seiner Lehre vom Ödipuskomplex und Adler zu seiner Lehre vom Minderwertigkeitsgefühl. Ich muss sagen, dass ich keine Ausnahme von dieser Regel bin. Ich bin mir dessen bewusst, dass ich als junger Mensch in den Reifejahren sehr mit dem Gefühl zu ringen hatte, dass letzten Endes doch vielleicht alles gänzlich sinnlos sei. Und dieses Ringen hat dann schließlich zu einem Sich-Durchringen geführt. Und ich habe gegen den eigenen Nihilismus ein Gegengift entwickelt.« Ohne selbst jemals erfahren zu haben, wie schwer die existenziellen Sinnzweifel auf der eigenen Seele lasten können, hätte er in späteren Jahren weder eine eigenständige Psychotherapieform entwickeln noch Therapeut von Weltruf werden können. Das innere Ringen, aus dem letztlich ein Sich-Durchringen wird, ein Akt der Selbstermächtigung, der Selbstüberwindung, bei dem einem die innere Trotzmacht des Geistes in den entscheidenden Situationen bereitstellt, was für deren Bewältigung vonnöten ist: Hier wird das Klettern zum Gleichnis für das Leben und auch umgekehrt.

Wie befreiend und bereichernd muss es also für Viktor Frankl gewesen sein, sich diese neue Dimension des Lebens über die Vertikale zu erschließen, endlich durch körperliche Aktivität einen Ausgleich zur Vergeistigung und eine Ablenkung zum Belastenden gefunden zu haben, und endlich auch einmal mit anderen männlichen Bezugspersonen zusammenzukommen als mit denjenigen, die er in seinen studentisch-wissenschaftlichen Kreisen tagtäglich antraf. Bei Kletterabenteuern mit Gleichgesinnten auf dem Peilstein durchpulste ihn die Lebendigkeit des

Abenteuers, erdete ihn der Wiener Schmäh, fand er die Antwort auf die Nestroy'sche Frage »Jetzt bin ich wirklich neugierig, wer stärker ist: Ich oder ich?«, indem er seine Ängste Schritt für Schritt überwand und so immer mehr über sich hinauswuchs als Mann und als Mensch, der nach Großem strebte.

Naheliegenderweise trat Frankl, der auch in der Sozialistischen Jugend engagiert war, zunächst den Naturfreunden bei. Dort hatte sich Anfang der 1920er-Jahre die Alpinistengilde etabliert, und zwar in ihrem selbstbewussten Selbstverständnis, »nur für Naturfreunde-Mitglieder, die Lust haben und Eignung besitzen, über das Mittelmaß hinausragende Fels- und Eisfahrten auszuführen«, zu sein. Der Peilstein war damals die von Wien aus nächstgelegene Ausbildungsstätte für ambitionierte Kletterer, und zu ihnen zählte auch Viktor Frankl. Es ist anzunehmen, dass er immer wieder während seiner Studentenzeit – er approbierte 1930 als Arzt – an Fahrten mit seinen Kletterfreunden und Alpinkursen auf der Rax, dem Schneeberg, der Hohen Wand oder im Gesäuse teilgenommen hat. Eindeutige Belege dafür ließen sich jedoch bei den Recherchen weder in einschlägigen Archiven noch im Privatnachlass finden. Wohl aber legt sein damals umfangreiches Engagement nahe – er baute etwa ehrenamtlich ein Netz aus Suizidpräventionsstellen für verzweifelte Schüler und arbeitslose Jugendliche in Wien und anderen Städten auf –, dass seine verfügbare Zeit für solche Ausflüge begrenzt war. Gerade deshalb dürfte der Peilstein in Viktors alpinistischen Anfängen jenes Gebiet gewesen sein, das er am häufigsten frequentierte: Denn es bot ihm eine Vielfalt und war von Wien aus noch vergleichsweise schnell und einfach erreichbar.

Verbrieft ist allerdings, dass der junge Psychiater wie die meisten jüdischen Bergsteiger seiner Generation spätestens nach dem

politischen Verbot der Naturfreunde 1934 ein Mitglied im Alpenverein Donauland war, dem damals letzten alpinistischen Rückzugsraum für Juden. Dort lernte er mit Rudolf Reif die prägende Figur für seine weitere Entwicklung zum Alpinisten kennen.

Bergkameraden: Viktor Frankl (links) 1936 mit Freunden vom Alpenverein Donauland auf dem Weg in die Berge.

Anders als Viktor Frankl mit seinem anerzogenen Pflichtgefühl und seinem seelischen Tiefgang war Rudi Reif ein Draufgänger und Freigeist. Nichts und niemand blieb verschont von seinem scharfen Humor. Ihr geistreicher Witz, ihre Liebe zum Geschichtenerzählen und ihre glühende Begeisterung für das Klettern verband die beiden. Eine Schilderung Frankls illustriert, dass es die beiden trotz schwieriger Zeiten sehr lustig

miteinander hatten: »Wenn der Klub mit ihm und mit mir Klettertouren machte, pflegte er mich – den Psychiater – immer als Narrendoktor zu apostrophieren. Ich war damals Anstaltsarzt in der Irrenanstalt Am Steinhof. Jedenfalls nannte er mich nie Doktor, sondern eben nur Narrendoktor. Bis ich eines Tages mit meiner Geduld am Ende war und ich ihm vor allen Klubmitgliedern sagte: ›Passen Sie auf, Herr Reif, wenn Sie mich weiterhin Narrendoktor nennen – wissen Sie, wie ich Sie dann nennen werde: „Steinhof-Reif"!‹«

Sie waren per Sie und dennoch befreundet. Mehr noch: Der erfahrene Alpinist Rudolf Reif war Frankls Mentor und vermittelte ihm als sein Kletterausbildner die elementaren Kenntnisse des Bergsteigens. Dazu gehörte das komplette Set an mentalen Kompetenzen, die der Alpinismus verlangt. Und nicht nur der Alpinismus, sondern synonym die Kunst, sein Leben begeistert zu leben: Risikobereitschaft, Mut, Konzentration, Zentrierung, Zielfokussierung, Durchhaltevermögen, Frustrationstoleranz, also wesentliche Statikelemente im psychischen Fundament Viktor Frankls, die sich in weiterer Folge noch in mehrfacher Hinsicht als wertvolle Ressource für sein Leben herausstellen sollten – im wahrsten Sinne des Wortes auch für sein Überleben. Frankl erwarb unter Reifs Obhut das Führerabzeichen, dem später noch tragische Bewandtnis zukommen sollte.

Im Unterschied zu dem pflichtbewussten Arzt war der Humorist und Alpinist Reif ein Mann mit leichtem Gepäck, nicht nur im Gebirge, sondern bei allem, was er tat. Um seine Frau Hedwig Eitelberger, eine Christin, heiraten zu können, trat er ohne großes Federlesen aus der jüdischen Glaubensgemeinschaft aus. Wie er dann den Einmarsch Hitlers erlebte und auf die politischen Umwälzungen in seiner Heimat reagierte, steht

in einem seiner Tourenbücher, die im Museum des Österreichischen Alpenvereins erhalten sind:

»2. bis 12. März 1938 leitete ich einen Skikurs im Bundschuhgebiet. Teilnehmer Frau Haber, Schneider aus Krumau, Sissy u. noch 2 Jünglinge. Am 10. III. traf ich auf der Abfahrt einen Jäger, der mich mit ›Heil Hitler!‹ begrüßte. Meine Antwort war: ›Kusch! Idiot!‹ Im Standquartier angelangt, erfuhr ich, dass die Deutschen in Wien einmarschieren. Konsternierung unsererseits. Meine Teilnehmer fuhren sofort nach Wien. Ich blieb noch 2 Tage. Als ich im Tal anlangte: überall Hakenkreuzfahnen, der kleinste Knabe u. der älteste Mann trugen Hakenkreuzabzeichen. Im Eisenbahnzug bereits verhaftete Nazigegner – – Aus – ! Am 2. Dezember 1938 fuhr ich nach Shanghai, China.«

In den Pogromen der von den Nazis inszenierten und gesteuerten »Reichskristallnacht« von 9. auf 10. November 1938 entlud sich der über Jahre geschürte Antisemitismus in einer Orgie der Gewalt durch SA, SS und aufgehetzte Teile der Bevölkerung. Allein in Wien wurden 30 Juden ermordet, 7800 verhaftet, 4000 deportiert, ihre Häuser und Wohnungen geplündert, enteignet, Synagogen niedergebrannt, darunter auch das Gebetshaus in der Tempelgasse, das die Frankls immer besucht hatten. Der Holocaust in seiner systematischen Entrechtung, Entwürdigung und Vernichtung der Juden hatte begonnen.

Während Rudi Reif drei Wochen später zusammen mit seiner Frau vor dem Regime der Nazis ins sichere Ausland flüchtete, harrte Viktor Frankl in Wien aus. Es war nicht Naivität, vielmehr hielten ihn sein unerschütterliches Pflichtgefühl, die Loyalität und Liebe zu seinen alten Eltern, vielleicht auch die aus seinem tiefen Glauben genährte Schicksalsergebenheit in seiner Heimat. Zwar erwog er die Emigration nach Amerika, um dort frei von

Repressalien sein »geistiges Kind«, die Logotherapie und Existenzanalyse, weiterentwickeln und in seinem Buch »Ärztliche Seelsorge« vervollständigen zu können, doch als ihm später tatsächlich ein Visum für die USA zugesprochen wurde, ließ er es verfallen, weil er seine Eltern nicht sich selbst überlassen wollte. Es war wieder eine dieser Sequenzen in Frankls Biografie gewesen, in der aus dem Ringen mit sich selbst letztlich ein Sich-Durchringen zu einer weitreichenden Entscheidung geworden war. Frankl traf sie, einem Wink des Schicksals folgend, am Abend bevor er sein Visum in der Botschaft der Vereinigten Staaten hätte abholen sollen. Hin- und hergerissen zwischen den Optionen von Gehen und Bleiben hatte er an jenem Abend bei einem Orgelkonzert im Stephansdom um einen Fingerzeig des Himmels gebeten, doch es blieb ihm unmöglich, sich fest-

Männerseilschaft: Rudi Reif und Viktor Frankl nach dem Krieg erstmals wieder gemeinsam unterwegs.

zulegen. Dann ging er nach Hause. Auf dem Tisch lag ein Stück Marmor, das Viktor Frankls Vater in den Ruinen der gebrandschatzten Synagoge gefunden hatte. Es war ein Bruchstück der Gesetzestafeln, wie der eingemeißelte hebräische Buchstabe verriet. »Wenn es dich interessiert, kann ich dir sagen, zu welchem der zehn Gebote dieser Buchstabe gehört«, sagte Gabriel Frankl zu seinem Sohn und löste das Rätsel: »Ehre deinen Vater und deine Mutter, auf dass du lange lebest im Land.« – Das war der Fingerzeig des Himmels, und er blieb. Wann immer er später auf diesen Augenblick zu sprechen kam, rührte ihn die Erinnerung daran zu Tränen. Weinen ist nichts, wofür man sich als erwachsener Mann zu schämen hätte, im Gegenteil, es ist ein Zeichen von Kongruenz. Auch diese Ermutigung verdanken wir Viktor Frankl, aus einer Zeit, als das noch nicht en vogue war.

Als die Seilgefährten Viktor Frankl und Rudi Reif sich vor dessen Ausreise nach Shanghai im Dezember 1938 verabschiedeten, war ihnen klar, dass es ein Abschied auf unbestimmte Zeit, vielleicht sogar für immer sein würde. Hier, an diesem zeitgeschichtlich neuralgischen Punkt, trennten sich ihre Wege und führten beide auf ihre Schicksalsspur voller Härten, Entbehrungen und unmenschlicher Prüfungen.

Viktor Frankl hatte in Wien nach dem »Anschluss« noch vier Jahre »Schonfrist«, ehe dann seine persönliche Tragödie ihren Lauf nahm. Für Reif und dessen Frau, die wenigstens nicht an Leib und Leben persönlich bedroht waren, zerschlug sich die Hoffnung auf ein besseres Leben 1941: Der Angriff der Japaner auf Pearl Harbor machte ihren Traum von einer Emigration in die USA oder nach Australien jäh zunichte – und die vermeintliche Zwischenstation Shanghai wurde zu einer Endstation Sehnsucht. Die europäischen Emigranten wurden in ein Getto im

Stadtteil Hongkou verfrachtet, die Verpflegung drastisch rationiert. Wann immer Reif von der Sehnsucht nach seinen österreichischen Bergen geplagt wurde, kletterte er im Geiste den »Wiener Neustädter Steig« auf der Rax, eine seiner Lieblingsrouten. »Hirnklettern« nannte er diese Visualisierungen, die an Stefan Zweigs »Schachnovelle« erinnern. Er lebte sich so sehr in diese Tour ein, dass jeder Tritt, jeder Griff real schienen. An der Schlüsselstelle, dem Büchlriss (oberhalb liegt das Steigbuch), einer engen, zehrenden Passage, hielt er sich dabei stets an einer kleinen Vertiefung fest, die er allerdings nur als Produkt seiner Fantasie erachtete. Nach seiner glücklichen Rückkehr im Jahr 1949 fand er diese Stelle tatsächlich vor. In seinem Buch »Ein Stück vom Himmel« bemerkte der Wiener Bergsteiger Karl Lukan zu dieser erstaunlichen Episode: »Die Erinnerung hat den Griff vergessen – das Unterbewusstsein nicht.«

Klettern nur in der Vorstellung – auch in diesem Punkt hatten die Seilgefährten Reif und Frankl etwas gemeinsam. Wie seinen Kletterlehrer im Exil in Shanghai sollte diese mentale Technik auch Viktor Frankl in aussichtslosen Situationen während seiner Zeit in insgesamt vier Konzentrationslagern psychisch aufrecht und in letzter Konsequenz auch physisch am Leben erhalten. »Seine Erinnerungsbilder waren so stark, dass sie ihm geholfen haben, das Schlimmste zu überleben«, hat Reinhold Messner, der berühmteste Bergsteiger der Welt, einmal in einem Interview über Viktor Frankl gesagt. Tatsächlich verdankte er sein Überleben dieser Selbstanwendung einer zentralen Technik seines Therapiekonzepts, die auf der exklusiv menschlichen Fähigkeit beruht, sich von sich selbst und äußeren Bedingungen geistig distanzieren und auf diese Weise frei Stellung beziehen zu können. Ein Schutzprogramm der Seele gegen die Widrigkeiten des Lebens.

Die Tour der Passion: Die Seilgefährten Viktor Frankl und Rudi Reif auf dem Drei-Enzian-Steig.

Was muss es für diese beiden Bergbegeisterten für ein überwältigendes Gefühl gewesen sein, als sich ihre Sehnsüchte Jahre später und gegen jede Chance erfüllten – und sie erstmals wieder gemeinsam Klettern konnten. Beide hatten den Holocaust überlebt. Im Juni 1949 waren Frankl und Reif mit ihren Ehefrauen Elli und Hedwig zum allerersten Mal seit ihrer Zeit am Peilstein wieder gemeinsam in den Bergen. Reifs Tourenbuch verzeichnet den »Akademikersteig« und den »Wachthüttelkamm« auf der Rax, die Erste von vielen gemeinsamen Unternehmungen nach dem Krieg.

1949 war es auch, als Rudolf Reif die Hoffnungen Hubert Peterkas und der Bergsteigergruppe des Österreichischen Ge-

birgsvereins zerstörte, sie hätten einen »Peilsteinführer für alle Zeiten« herausgegeben. Peterka, einer der versiertesten Alpinisten seiner Zeit mit mehr als 500 Erstbegehungen in den Gesäuse-Bergen, dem Dachstein und den Hohen Tauern, wollte bei der Bearbeitung des Führers von Leopold Landl aus dem Jahr 1928 alle noch möglichen Linien von seiner Sektion begangen und damit in diesem Buch abgedeckt sehen. »Was am Peilstein noch an Neutouren zu machen ist, das machen wir selber«, sagte Peterka damals im Gebirgsverein. »Damit nicht nachher ein Herr Gschisti oder Gschasti eine Erstbegehung macht und unser Führer nimmer auf dem letzten Stand ist.«

Er hatte seine Rechnung ohne Reif gemacht: Denn nach seiner Zeit in der Emigration holte der Alpen-Humorist alles auf, was er versäumt hatte. In der Kletterabstinenz war er nur noch besser geworden. Nach Erscheinen von Peterkas *Peilsteinführer für alle Zeiten*, der 280 Routen enthielt, legte Reif dort gleich 20 Erstbegehungen nach. Insgesamt fünfzigmal ist es ihm gelungen, bergsteigerisches Neuland zu erkunden und nach freien Stücken zu benennen, so wie etwa die »Prof.-Viktor-Frankl-Kante«.

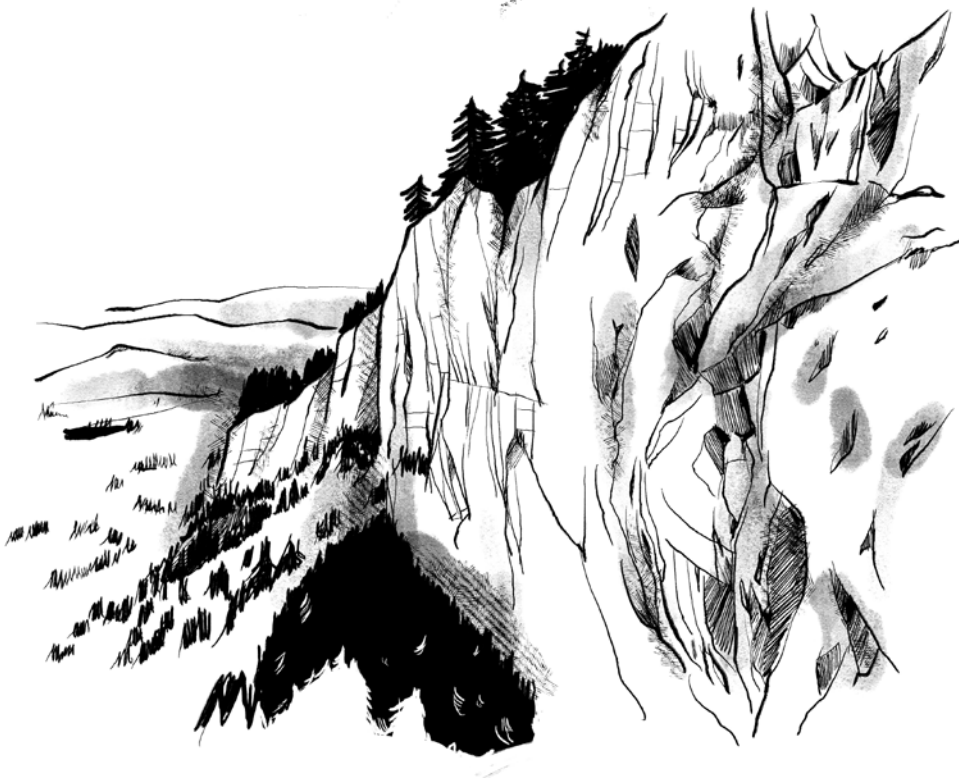
Reif starb 1958 in der Wiener Poliklinik. Frankl hat ihn als Leiter der dortigen Neurologischen Abteilung wohl noch auf seiner letzten, großen Tour begleitet und um 39 Jahre überlebt. Er blieb seinem Klettermentor und Freund zeitlebens und darüber hinaus für die alpinistische Widmung auf dem Peilstein dankbar. Wie ihn überhaupt der Umstand, dass nach ihm auch auf der Rax zwei Touren benannt sind (eine im Bereich der Vormäuer, eine im Törl-Klettergarten), genauso, wenn nicht mehr freute wie die internationale Anerkennung als Wissenschaftler mit 29 Ehrendoktoraten.

Im Nachstieg Frankls

Peilstein

Zugang: Von Autobahn A21 bei Mayerling (von Wien Süd kommend) oder Alland abfahren und über Raisenmarkt nach Holzschlag. Vom großen Parkplatz (ganz in der Nähe des Gasthauses am Holzschlag) dem Weg zum Peilsteinhaus folgen und nach der Wiese im Wald weiter zum Wandfußsteig.
Beste Jahreszeit: Frühjahr, Sommer und Herbst; die Kletterrouten sind nordwestseitig gelegen.
Empfehlenswerte Routen:
Luckerte Wand: Prof.-Viktor-Frankl-Kante (5)
Vegetarierwand: Vegetariersteig (3), Vegetarierkante (4)
Kleiner Zinnenkessel: Hahnenkammgrat (3)

A1
St. Pölten
WIEN
A21
Niederösterreich
A2
KANZELGRAT
Hohe Wand
wr. Neustadt
Steiermark
Burgenland
S6



Auf der Hohen Wand oder die Seilschaft als Verantwortung

»Als ich damals wieder den Fels in meinen Pratzen gespürt habe, da habe ich ihn geküsst.«

Viktor Frankl

Seilschaft, das ist ein großes Wort. So groß, dass es als Synonym für eine wechselseitig fördernde Verbindung aus dem alpinistischen in den politischen Sprachgebrauch entfremdet worden ist. Doch die Tiefe des Begriffs lässt sich nur in der Höhe ermessen und nur im ursprünglichen, bergsteigerischen Sinne verstehen und erfahren: als eine der verbindlichsten Verbindungen, die Menschen überhaupt im Übergangsbereich zwischen Erde und Himmel eingehen können.

Sobald wir das sichere Terrain des festen Bodens unter unseren Füßen verlassen haben, sobald unsere Wege in die Vertikale führen, wir über ausgesetzte Grate, durch große Wände gehen, wird das Seil zur einzigen und letzten Rückversicherung. Im Angesicht von Schönheit und Gefahr, von Staunen und Angst erleben wir in der intimen Gemeinschaft die radikale Reduktion auf unser existenzielles Fundament, die Gleichzeitigkeit eines Zurückgeworfenseins auf uns selbst und des Gefühls tiefer Verbundenheit mit anderen. Also eine metaphorische Verdichtung

des Menschseins, in der abstrakte Werte wie Freiheit, Verantwortung, Vertrauen ganz konkret werden: Bei einem Sturz in der Wand hält ein Partner den anderen, bremst durch entschlossenes Zupacken dessen Fall und verhindert so schwere Verletzungen oder gar den Tod. Die Verbindlichkeit entsteht aus der Tatsache, dass das Leben des einen in jedem Augenblick von der Aufmerksamkeit des anderen abhängt. Jede Tour ist ein Wagnis, das man als Kletterer bewusst und freiwillig eingeht. Sobald man als Seilschaft unterwegs ist, bleibt in der Wand kein Raum für Tagträume. Klettern bedeutet, in die Selbstüberwindung und in die Selbstermächtigung zu gehen, sowie sich dem Seilpartner bedingungslos anzuvertrauen. Zwischen Abgrund und Gipfel entführen uns die Berge in eine Intensität, die nicht alltäglich ist.

Während des Zustiegs zu einer Tour oder beim Wandern in den Bergen konnte Viktor Frankl seinem Geist weiten Raum für neue Ideen geben. In der Wand beanspruchte das Klettern seine ungeteilte Aufmerksamkeit. Die Omnipräsenz der Gefahr unterbrach die Schleifen seines analytischen Denkens und zwang ihn in den Augenblick. Dieses Freiheitsgefühl und die Verbindlichkeit seiner Seilschaften gaben Frankl – sprichwörtlich – Berge. Und von all den Klettertouren, die er im Laufe seines Lebens unternommen hat, kommt wohl dem Kanzelgrat auf der Hohen Wand emotional die höchste Bedeutung zu.

Die Linie im südlichen Teil der Hohen Wand ist schon von Weitem zu erkennen. Sie liegt dort, wo der Felsriegel, vom 50 Kilometer entfernten Wien aus gesehen, fast schon wieder endet. Der zackige Grat dürfte schon lange großen Zauber auf die Kletterer ausgeübt haben – gehörte er doch zu den ersten Bereichen, die dort ab dem Jahr 1880 erschlossen wurden. Acht Kilometer ist die Hohe Wand lang, sie schwingt sich bis auf

1000 Meter Höhe auf, und heute warten dort auf Kletterer mehr als 1500 Touren. Von hier blickt man hinüber zum Schneeberg, dem letzten markanten Gipfel im äußersten Osten der Alpen, hinaus ins Wiener Becken und hinein in die Pannonische Tiefebene. Dieser fast mediterrane Hauch ist spürbar, als wir im Nachstieg von Viktor Frankl in dieser nunmehr dritten Destination unterwegs sind. Von der Pension Seiser in Grünbach aus gehen wir durch Wald- und Wiesenabschnitte zum Wandfußsteig.

Paul Preuß, das aus dem steirischen Altaussee stammende Klettergenie jüdischer Herkunft, ist hier um die Jahrhundertwende unterwegs gewesen, als der Erschließer der Hohen Wand gilt jedoch der »Bergsteigerpfarrer« Alois Wildenauer. Der Wiener Priester und promovierte Doktor der Philosophie betreute von 1911 bis 1921 die Pfarre in Grünbach am Schneeberg und nützte seine freie Zeit hinlänglich für kühne Erstbegehungen: Neben immer noch populären Touren wie dem Tirolersteig, dem Grafenbergsteig oder dem Hamburgersteig, die er in anderen Bereichen der Hohen Wand als Erster durchstiegen hat, hat er vor allem am Kanzelgrat seine Spuren hinterlassen.

Entlang des blau markierten Wandfußsteigs, horizontal zu den Kletterrouten, passieren wir den einfachen und beliebten Kanzelsteig. Von unten stellt er sich eher als felsiges Gehgelände denn als Kletterterrain dar. Auch den Wienersteig, den Wildenauer 1910/11 erschlossen hat, passieren wir und sinnieren einmal mehr, welche Route Viktor Frankl damals genommen hat. »Wir hatten uns für den Kanzelgrat entschieden«, schrieb er später eher lapidar über diese für ihn so bedeutsame Tour. Im heutigen Verständnis ist damit ein Gebiet auf der Hohen Wand, nicht aber eine bestimmte Linie gemeint.

Als wir schließlich zum Fredsteig kommen, sehen wir ein trauriges Mahnmal einer anderen Seilschaft: Der 22-jährige Jus-Student Alfred Neugebauer diente, wie einer Erinnerungstafel zu entnehmen ist, im Ersten Weltkrieg als Kadett des 2. Ulanen-Regiments und hat am 13. September 1915 an der Spitze seines Zuges durch einen Herzschuss »den Heldentod gefunden«. Wildenauer, der gemeinsam mit seinem Bergkameraden Franz Weninger diese Tour im Oktober 1915 erstmals durchstieg, widmete sie seinem jungen Freund und hielt dazu fest: »Ihm, der für hohe Ideale starb, soll ein unvergängliches und gewaltiges Denkmal in diesem zu reinen Höhen führenden Idealsteige gesetzt sein.« Außerdem sei die Tour, die heute ein Top-Klassiker auf der Hohen Wand ist, der »wahre und eigentliche Kanzelgrat«.

Hier fühlen auch wir uns richtig und in unserer Wahl – zumindest symbolisch – bestätigt. Mit neun Seillängen zählt der Fredsteig zu den längsten Klettertouren auf der Hohen Wand und führt über teils großartigen Fels hinauf zur berüchtigten Frednase, einem besonders steilen Abschnitt. Die Route endet nach 200 Meter Höhendifferenz bei der Großen Kanzel. Dort oben, wo die Felslinie nahe der Wilhelm-Eichert-Hütte in das Plateau übergeht, ist dem Bergpfarrer Wildenauer ein weithin sichtbares Gedenkkreuz gewidmet.

Die Griffe und Tritte im Kalkstein des Kanzelgrats lassen nicht nur an Wildenauer, Weninger und Neugebauer denken. Sie sind stumme Speichermedien einer Begebenheit, die Viktor Frankl gemeinsam mit seinem besten Jugend- und Kletterfreund Hubert Gsur 1941 in diesen Wänden erlebt hat. Um diese Tour rankt sich die berührende Geschichte einer tiefen Verbundenheit zweier Männer, die Geschichte einer Seilschaft, in der Vertrauen, Zuversicht, Können, Risiko, Mut und Menschlichkeit in

einer unmenschlichen Zeit die verbindenden Elemente waren. Um die Symbolkraft dieser gemeinsamen Klettertour über den Kanzelgrat besser zu verstehen, lohnt es sich, ihre Bezugspunkte deutlich zu machen.

Das Leben Frankls hat sich in Stufen vollzogen, die mit der Geschichte des 20. Jahrhunderts korrelieren: Seine Kindheit und Volksschulzeit fielen in die Spätphase der Donaumonarchie, als Wien noch eine Weltstadt der Kunst, Kultur und Wissenschaft war. Während des Ersten Weltkrieges war er Gymnasiast und erlebte die Armut und den Zerfall des Habsburger Reiches.

Familienmenschen: Die Frankls um 1926 – von links nach rechts: Viktor, sein Vater Gabriel, seine Mutter Elsa und seine Geschwister Stella und Walter.

In den 1920er-Jahren studierte er Medizin und ab 1930 bis zum »Anschluss« Österreichs an das Großdeutsche Reich galt er als aufstrebender Neurologe und Psychiater. Das passte exakt

zu seiner Karrieredisposition: Schon in seiner Kindheit war für Frankl festgestanden, dass er Arzt werden wollte. Es mag dabei auch eine Rolle gespielt haben, dass sein Vater Gabriel im Jahr 1883 ein Medizinstudium kurz vor dem Rigorosum wegen Geldmangels hatte abbrechen müssen. Als Verwaltungsbeamter im Ministerium für Jugendschutz hatte Gabriel Frankl öfters im neunten Wiener Gemeindebezirk zu tun und nahm seinen Sohn dorthin mit. Vor dem Anatomischen Institut in der Währinger Straße wird er ihm von Sezierkursen erzählt haben, an denen er als Student teilgenommen hatte. Bezeichnenderweise ekelte sich Viktor, der damals gerade sieben, acht Jahre alt war, nicht vor dem beißenden Geruch des Formaldehyds, der aus offenen Fenstern der Sezierräume im Keller drang. Ganz im Gegenteil: Er zog seinen Vater förmlich in die Formaldehyd-Wolke hinein und ließ sich nicht die geringste Reaktion anmerken – ein frühes mentales Selbstexperiment und ein weiteres Beispiel für seine »Trotzmacht des Geistes«, die später eine entscheidende Rolle in seinem Leben spielen und die eine tragende Säule in seinem Theoriegebäude werden sollte.

Während der Volksschüler Frankl seine frühe Berufung zum Mediziner kindlich und freudvoll entdeckte, war in Wien ein anderer endgültig daran gescheitert, seine vermeintliche Berufung tatsächlich zum Beruf zu machen. Zweimal hatte der Mann sich an der Wiener Kunstakademie beworben, zweimal war er abgewiesen worden. Mühsam hielt er sich sechs Jahre lang mit selbst gemalten Ansichtskarten und Gelegenheitsarbeiten über Wasser. Schließlich war er mittellos, 3,4 Kilometer von der Wohnung der Frankls in der Czerningasse entfernt, im Männerwohnheim Meldemannstraße untergekommen. Sein Scheitern kompensierte er mit krudem Fanatismus. In den Aufenthaltsräumen der

Meldemannstraße schwadronierte er vor Obdachlosen. Bis er im Mai 1913 seiner Tristesse entfloh, indem er sich in Österreich-Ungarn dem Wehrdienst entzog und illegal nach München ging. Sein Name: Adolf Hitler.

Zum frühen, klar umrissenen Berufswunsch kam bei Viktor Frankl die zielstrebige Art, diesen auch zu verwirklichen. Ungewöhnlich jung vertiefte er sich am Sperlgymnasium in Themen, die keine Schulfächer waren. Neben allen medizinischen Inhalten beschäftigten ihn Einsichten der Naturphilosophen. Besonders die neue Disziplin der Psychologie fesselte ihn so sehr, dass er oft an Wochenenden an Kursen in der Volkshochschule Ottakring teilnahm. Mit 16 Jahren hielt er dort seinen ersten Vortrag mit dem richtungsweisenden Titel »Über den Sinn des Lebens«. Die Heimat Wien war in den Zwanzigerjahren Weltmetropole der Psychotherapie; angesichts der Rigidität, Prüderie und der seelischen Kollateralschäden nach dem Ersten Weltkrieg war das kein Zufall. Der Psychiater Sigmund Freud hatte hier in der Berggasse 19 – die berühmte Adresse ist Titel eines Buches und eines Films – die Psychoanalyse entwickelt. Alfred Adler, Freuds Berufskollege, wie er Jude und einige Zeit dessen engster Gefolgsmann, begründete nach einem Zerwürfnis mit Freud die Individualpsychologie. Der junge Viktor Frankl stand mit beiden Grandseigneurs der Seelenheilkunde in persönlichem Kontakt. Was eine seiner zentralen Qualitäten zeigt: Frankl verstand es, im Leben »Seilpartner« zu finden und sie als Mentoren für sich zu gewinnen. Noch in seiner Zeit als Gymnasiast sandte er Freud regelmäßig Briefe, die dieser mit handgeschriebenen Postkarten beantwortete. Auch seine erste wissenschaftliche Publikation verdankte Frankl Freud: In der siebenten Klasse schickte er dem Psychoanalytiker von Weltruf einen seiner Schulaufsät-

ze. Thema: »Zur mimischen Bejahung und Verneinung«. Der renommierte Professor veranlasste den Abdruck in der *Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse*. Persönlich begegnet sind die beiden einander nur einmal, und zwar zufällig: Frankl studierte damals schon Medizin und meinte, in einem älteren, gebückten Herrn mit Silberknauf am Spazierstock sein Vorbild Sigmund Freud, das er bis dato ja nur auf Fotos gesehen hatte, zu erkennen. Er folgte ihm und stellte sich in der Berggasse mit Namen vor. Darauf antwortete Freud: »Einen Moment, nur einen Moment: Viktor Frankl, 2. Bezirk, Czerningasse 6, Tür Nummer 25. Stimmt das!?« Der Professor hatte sich an die Korrespondenz mit dem jungen Frankl erinnert, obwohl bei dieser ersten und einzigen persönlichen Begegnung der anfänglich so vielversprechend verlaufene briefliche Kontakt zwischen Freund und Frankl nicht mehr bestand. Denn bei allem gebührenden Respekt vor dem Psychoanalytiker machten Frankl trotz seiner Jugend zwei Dinge skeptisch: Zum einen war es die despektierliche Art, mit der ihn ein Mitarbeiter Freuds zu einer langwierigen und kostspieligen Psychoanalyse nötigen wollte. Diese wäre die Bedingung für die Aufnahme in die »Psychoanalytische Vereinigung« gewesen. Dieses für ihn irritierende Erlebnis mag ein Mitgrund gewesen sein, warum Frankl zeitlebens dem Thema »Selbsterfahrung« in der Logotherapie ablehnend gegenüberstehen sollte. Überhaupt hatte er – bei aller Wertschätzung für Freuds Verdienst – große Vorbehalte gegen dessen Fazit, der Mensch sei im Wesentlichen nicht mehr als ein von unbewussten Sexualtrieben gesteuertes Subjekt. Dieser Art von Vereinfachung konnte schon der junge Viktor Frankl nichts abgewinnen, selbst wenn sie von einem Genie wie Sigmund Freud kam. Also zog der Student für sich die Konsequenzen – und einfach weiter.

1924, im Jahr seiner Matura, in dem er auch seine Faszination für das Klettern entdeckte, lernte er dann Alfred Adler kennen, den er für weniger dogmatisch hielt, und wurde in dessen innersten Kreis der »Gesellschaft für Individualpsychologie« geladen. Adler muss das aufstrebende Talent in Frankl erkannt und einen potenziell gehorsamen Jünger seiner Lehre in ihm gesehen haben. Drei Jahre bemühte der Individualpsychologe sich persönlich um den Jungspund, der sich so für die Tiefen der menschlichen Seele interessierte. Freilich nur so lange, als dieser keine von Adlers Prinzipien abweichenden, eigenen Gedanken artikulierte. Doch genau dies tat Frankl: Viel zu mechanistisch und reduziert schien ihm auch das Menschenbild in der Individualpsychologie zu sein, in ihrer Grundannahme, der Mensch sei im Wesentlichen über seine verdrängten Minderwertigkeitsgefühle erklärbar. Als Frankl 1927 anregte, die Individualpsychologie in eine humanistischere Richtung weiterzuentwickeln, und sich außerdem für zwei bei Adler in Ungnade gefallene Kollegen stark machte, brach sein Mentor prompt den Stab über ihm: Er sprach kein Wort mehr mit Frankl und ekelte ihn unehrenhaft aus seiner Vereinigung – im Prinzip war das alles eine Reinszenierung der Überwerfung, die Adler mit Freud erlebt hatte. Viktor Frankl musste das Erscheinen seiner Zeitschrift »Der Mensch im Alltag« einstellen, die sich mit Inhalten der Individualpsychologie beschäftigt hatte.

Rückblickend verstanden, war der Lohn dieser Zäsur für Frankl höher als ihr Preis. Zwar war er durch den unsanften Rauswurf entwurzelt und tief enttäuscht, gleichzeitig hatte er aber zwei wesentliche Lektionen für sein späteres Fortkommen gelernt: Verantwortungsgefühl seinem eigenen Gewissen gegenüber und die gesunde innere Distanz zum Establishment

der psychotherapeutischen Zunft. Dass die renommiertesten Menschenkenner ihrer Zeit auf einer persönlichen Ebene auch nur mit Wasser kochten, bewies ihr Umgang miteinander. Fachliche Auffassungsunterschiede hatten die beiden prominenten Schulgründer nicht kollegialer aufzulösen vermocht, als sie in einer erbitterten Feindschaft mit dem Resultat des vollkommenen Bruches eskalieren zu lassen. Auch das war für Frankl eine Erfahrung: Dass Verhaltensauffälligkeit nicht zwangsläufig nur ein Vorrecht der Patienten war.

Was er mit den großen Namen seines Faches erlebt hatte, bestärkte den Studenten darin, hinsichtlich seiner weiteren Orientierung das zu tun, was er beim Klettern in jeder freien Minute praktizierte – seine eigene Linie zu finden, ihr zu vertrauen und mutig seine eigene Route zu wählen. Seine Ideallinie für seine berufliche Zukunft antizipierte er im Verschneidungsbereich zwischen der Philosophie und einer humanen Psychotherapie. Dieser gesunde Selbstbezug tat ihm gut – und gab ihm auch menschlich Kontur: Die eigenen Sinnzweifel, die ihn die Reifejahre hindurch auf dem schmalen Grat zwischen den nihilistischen und optimistischen Vertretern des Existenzialismus immer wieder aus der Balance geworfen hatten, schwanden allmählich. Sein seelisches Straucheln machte ihn trittsicherer im eigenen Leben. Denker wie Gabriel Marcel, Karl Jaspers oder Martin Buber gaben seinem Welt- und Menschenbild eine positive und humanistische Grundierung.

Schon im Jahr 1926 hatte er in einem öffentlichen Vortrag erstmals den Begriff Logotherapie als von ihm begründetes, eigenständiges Therapiekonzept postuliert. Diese sollte nach Freuds Psychoanalyse und Adlers Individualpsychologie zur dritten Wiener Schule der Psychotherapie werden. Gegen Ende seines

Medizinstudiums – den Doktortitel bekam er 1930 – organisierte er kostenlose, anonyme Beratungsstellen für suizidgefährdete Schüler und Jugendliche in Wien. So sammelte Frankl wertvolle methodische Erfahrungen für eine therapeutische Aktivierung der Sinnperspektive in verzweifelten jungen Menschen.

Auch wenn die Zeiten wirtschaftlich und politisch äußerst schwierig waren: Für Frankl begann in den kommenden Jahren das, was man heute eine Bilderbuchkarriere nennt. Nach der Facharztausbildung zum Neurologen und Psychiater wurde er mit der Leitung des »Selbstmörderinnen-Pavillons« im Psychiatrischen Krankenhaus am Wiener Steinhof betraut, wo er in den Jahren zwischen 1933 und 1937 rund 12 000 Patientinnen behandelte. Die enorme Anzahl an Fallstudien war für den jungen Arzt und die Weiterentwicklung seiner Logotherapie von größtem Wert. Im Unterschied zum damals gängigen Klischee der »Götter in Weiß« begegnete Frankl psychisch angeschlagenen Patientinnen nicht nur auf Augenhöhe, sondern sah in ihnen hinter oder unter allen Störungen immer das, was in der Seele heil geblieben war. Das war revolutionär: ein Nervenarzt, der auf das Gesunde fokussiert war. Er tat zwischen sich und den Psychiatriepatientinnen keine Kluft auf, im Gegenteil, er baute eine Brücke und experimentierte mit Interventionstechniken, die sich als überaus wirkungsvoll herausstellten. So arbeitete er beispielsweise mit der Paradoxen Intention, einer der bekanntesten Methoden aus der Logotherapie. Wenn er Patientinnen fragte »Würden Sie sich noch einmal umbringen?«, antworteten diese für gewöhnlich mit »Nein!«, allein schon um aus der Anstalt entlassen zu werden. Ob dies zu verantworten war, stellte Frankl dann mit der scheinbar paradoxen Frage »Warum nicht?« fest. Führten die Frauen etwas Sinnvolles in der Zukunft ins Treffen,

eine Aufgabe oder Menschen, die auf sie warten würden, hatten sie ihre Verzweiflung bezwungen. Verklärten sie die Vergangenheit, war weiterhin Suizidgefahr im Verzug. Auf die Weise verfeinerte Frankl seine Wahrnehmungsfähigkeit für die Sorgen und Nöte der Menschen. Diese schienen das zu spüren und gaben die Wertschätzung ihres Psychiaters in entwaffnender Ehrlichkeit zurück, was wiederum Frankl sehr an seinen Patientinnen mochte. Mitunter konnte diese Vertrautheit auch zu skurrilen bis tragikomischen Situationen führen. So antwortete eine seiner Patientinnen auf die Anamnesefrage »Hatten Sie schon einmal Geschlechtsverkehr?« mit »Mein Gott, Herr Doktor, grad nur wenn ich vergewaltigt werde, ich komm ja nirgends hin.« Durch die Erfahrungen am Steinhof kristallisierte sich Frankls Lehre immer deutlicher heraus. In Nachtdiensten schrieb er sie in das Manuskript zu seinem ersten Buch »Ärztliche Seelsorge«. Im Jahr 1937 eröffnete Viktor Frankl eine Privatpraxis für Neurologie und Psychiatrie in der Alser Straße, unweit der Universitätsklinik. Die Praxis war in der Wohnung seiner Schwester Stella untergebracht. Sein Bruder Walter, Handwerker und Innenarchitekt, hatte eigens einen Schreibtisch und Bücherregale für die Ordination gezimmert. Die wenigen freien Stunden, die ihm neben Beruf und Berufung blieben, verbrachte Frankl, der in dieser Zeit im Alpenverein Donauland die Ausbildung zum Bergführer absolvierte, mit seiner Lieblingsbeschäftigung: dem Klettern mit Freunden in der Mizzi-Langer-Wand, auf dem Peilstein, der Hohen Wand, der Rax und am Schneeberg.

Frankls schneller beruflicher Erfolg, amouröse Beziehungen mit Krankenschwestern, die rare, aber schöne Zeit mit Kletterkameraden hatten den Anschein eines Lebens ganz nach Plan. Doch all das war nur ein flüchtiges, trügerisches Glück: Wäh-

rend er als jüdischer Arzt im zunehmend antisemitisch aufgeladenen Wien Karriere machte, kam ausgerechnet der einstige Agitator aus dem Obdachlosenheim Meldemannstraße in eine gefährliche Machtposition. Getrieben von Machtrausch und Skrupellosigkeit, protegiert durch unglücksselige historische Entwicklungen, wurde Adolf Hitler zum Auslöser einer der größten Tragödien der Menschheitsgeschichte. Der Einmarsch der deutschen Wehrmacht, der »Wiedereintritt seiner Heimat in das Großdeutsche Reich«, wie Hitler den »Anschluss« Österreichs am 15. März 1938 auf dem Wiener Heldenplatz verkündete, waren nur der Beschleuniger für den Brand, der weite Teile Europas in Schutt und Asche legen und 80 Millionen Todesopfer fordern sollte. Der »Führer« hielt seine umjubelte Rede zehn Tage nach Viktor Frankls 33. Geburtstag. Für ihn und viele andere bedeutete dies den Anfang vom Ende eines Lebens in Frieden und Freiheit.

Mitten in dieser beklemmenden Zeit erlebte Viktor Frankl nur selten Gipfel persönlichen Glücks. Einen solchen bescherte ihm stets die Seilschaft mit seinem sieben Jahre jüngeren Freund Hubert Gsur. Wo und wann die beiden einander kennengelernt hatten – ob in der Sozialistischen Jugend oder über das Klettern bei den Naturfreunden und nach 1934 in der Alpenvereinssektion Donauland –, wissen wir nicht. Dass Gsur Wehrmachtssoldat war, tat ihrer Freundschaft keinen Abbruch. Wie das Gros seiner jüdischen Kollegen verlor auch Frankl seine berufliche Position, er musste seine Privatordination schließen, weil die Wohnung »arisiert« wurde und er offiziell jetzt nur noch als »Judenbehandler für Neurologie und Psychiatrie« in der Wohnung seiner Eltern praktizieren durfte.

1940 ernannte man ihn überraschend zum Leiter der Neurologischen Abteilung im Rothschild-Spital. Während des Krieges war es das einzige Krankenhaus in Wien, in dem Juden überhaupt noch medizinisch behandelt wurden. Frankls vorübergehende Duldung als Stationsarzt durch die Gestapo bot ihm und seinen Eltern – seine Schwester war in Australien, sein Bruder entging der Judenverfolgung zunächst in Italien – vorerst einen gewissen Schutz vor der Deportation. In diesen Wirren begegnete Viktor Frankl auch seiner ersten großen Liebe Tilly Grosser, einer Stationsschwester im Rothschild-Spital. Die beiden heirateten Ende 1941 als letztes jüdisches Paar in Wien. Nach ihrer Trauung gab es eine bescheidene Hochzeitsfeier nur zu sechst in der Frankl-Wohnung. Auf dem Foto, das damals entstand, sind auch Hubert Gsur und seine Frau Erna zu sehen.

Die Vernichtungsmaschinerie der Nazis war damals längst angelaufen. Die noch in Wien verbliebenen Juden mussten den markanten gelben Stern mit der Aufschrift »Jude« sichtbar auf ihrer Kleidung tragen. So auch Viktor Frankl. Die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben war Juden untersagt, auch Bergtouren waren strengstens verboten. Nicht nur sie lebten unter dem Damoklesschwert der Deportation – auch Menschen, die ihnen Schutz boten, drohte Gefahr. Anonyme Anzeigen, etwa durch missliebige Nachbarn, konnten ausreichen, selbst »Arier« ins KZ oder unter das Fallbeil im Hinrichtungsraum des Wiener Landesgerichts zu bringen. In der Angststarre dieser Jahre ging Frankl seiner Arbeit als Arzt im Rothschild-Spital nach – und immer wieder das beträchtliche Risiko ein, Diagnosen für psychisch Kranke so zu verfälschen, dass diese Hitlers Euthanasieprogramm entgingen. Frankl und seine junge Frau Tilly traf die Ideologie dieser Zeit bald nach ihrer Hochzeit mit ihrer ganzen

Härte: Tilly musste ihr gemeinsames Kind, sie hätten es so gerne Marion oder Harald genannt, abtreiben lassen. Die einzige Alternative zu einem Schwangerschaftsabbruch wäre die Deportation ins Konzentrationslager gewesen.

Wir, die im Nachstieg Viktor Frankls und seiner Generation leben, können die Schrecken von damals nicht einmal erahnen. Bergtouren waren für Frankl stets eine so ergiebige Quelle innerer Freude gewesen. 1941 hatte er bereits mehr als ein volles Jahr verstreichen lassen müssen, ohne den Fels unter seinen Fingerkuppen zu spüren. Denn er wagte es nicht, gegen die bestehenden Rassengesetze zu verstoßen. Seine Sehnsucht ließ ihn immer wieder von den Bergen träumen, bis zum besagten Tag, an dem sein bester Freund Hubert Gsur zu ihm sagte: »Pass auf, Vikerl, du reißt dir den Judenstern vom G'wand und wir gehen morgen auf die Hohe Wand klettern.« Um keinen Verdacht zu erwecken, trug Gsur bei der illegalen Tour seine Wehrmachtsuniform. Sie überhaupt zu unternehmen, war für beide Kletterer viel riskanter als die Route selbst.

Deren genaues Datum ist weder bekannt noch wichtig. Entscheidend war, wie diese Klettertour auf der Hohen Wand die Freundschaft der beiden Männer vertiefte und Frankl Kraft gab. Denn die Erinnerungen an diese drei, vier Stunden am Kanzelgrat ließen ihn im Konzentrationslager das lebensgefährliche Fleckfieber überstehen, indem er die Route im Geist wieder und immer wieder kletterte und sich vorstellte, wie er in Zukunft wieder durch Felswände steigen würde. Damit verhinderte er, dass er in der Nacht einschlief und so der Krankheit erlag. Was Frankl in dieser lebensbedrohlichen Phase nutzte, war die »Selbstdistanzierung«, eine von ihm entwickelte Methode aus der Logotherapie, die der Fähigkeit gleichkommt, psychischen

oder körperlichen Leiden gegenüber geistig in Opposition zu gehen oder auch eine positive Zukunftsvorstellung zu evozieren.

Sein Leben lang berührten ihn die Zivilcourage Hubert Gsurs und dieser besondere Moment, als er damals ohne Judenstern am Fuß der Hohen Wand stand, zutiefst: »Als ich damals wieder den Fels in meinen Pratzen gespürt habe, da habe ich ihn geküsst«, beschrieb er die Bedeutung dieser Glückserfahrung inmitten des kollektiven Wahnsinns. Es sei einer der emotionalsten Momente seines Lebens gewesen.

Das Momentum des Kletterns liegt immer im Entschluss, sich auf die Unwägbarkeiten der Elemente einzulassen. Zu den Unwägbarkeiten des Berges kamen damals 1941 noch jene der Zeit: das Seil als Verbindung zwischen zwei Männern, als Symbol für die Verbindung mit dem Leben, mit dem Überleben – und damit als Symbol für die Verantwortung innerhalb einer Seilschaft.

Nach jenem gemeinsamen Bergerlebnis sollte Viktor Frankl und Hubert Gsur nicht mehr viel Zeit bleiben, ihre Freundschaft zu pflegen. Der Tag der Deportation hatte sich durch Frankls Tätigkeit als Arzt im Rothschild-Spital und andere glückliche Zufälle hinausgeschoben, Ende September 1942 war er jedoch für ihn, seine Eltern, seine Frau und deren Mutter gekommen. Frankl blieb gerade noch Zeit, einem freundlichen Nachbarn in der Czerningasse 6 zu sagen, er könne sich aus der Wohnung nehmen, was er wolle: das 30-Meter-Kletterseil, zwei Floretts, einen Egon-Schiele-Druck, den er einmal erstanden hatte, und die Bücher. Mehr besaß er ohnehin nicht.

Sammelplatz für die Deportation war das Sperlgymnasium, seine ehemalige Schule. Auf diese Reise ins Ungewisse nahm Viktor Frankl als persönlichsten Wertgegenstand nur sein geliebtes

Bergführerabzeichen mit. Das Original seines Buchmanuskripts von »Ärztliche Seelsorge«, in dem er die Grundelemente der Logotherapie mit einer alten Schreibmaschine niedergeschrieben hatte, war in den Saum seines Mantels eingenäht. Zwei Durchschläge auf Kohlepapier hatte er noch bei Freunden in Wien hinterlegt, falls die Originalfassung verloren gehen sollte, was in der Desinfektionskammer des Konzentrationslagers Auschwitz dann tatsächlich passierte.

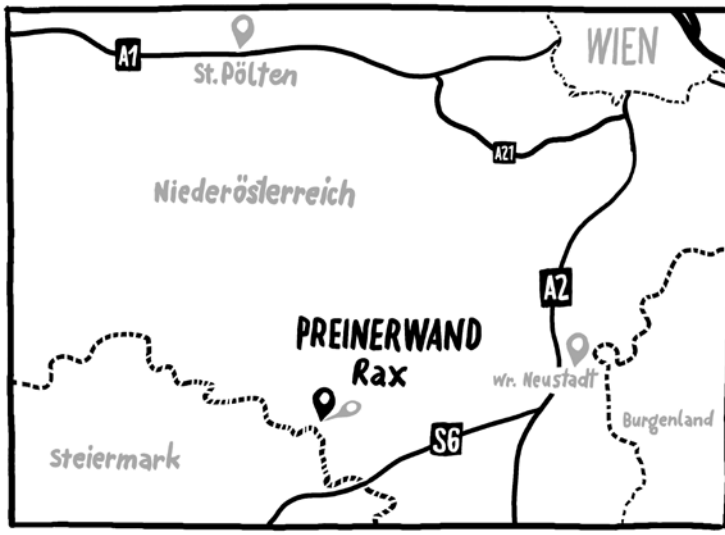
Einer dieser Durchschläge war der letzte, wenngleich indirekte Freundschaftsdienst, den Frankl Hubert Gsur erweisen konnte: Denn der Wehrmachtssoldat gehörte der Widerstandsgruppe 40 an, die sich aus als Fremdarbeiter getarnten Kommunisten zusammensetzte, die noch während des Krieges aus Frankreich nach Österreich zurückgekehrt waren. Frankls Jugendfreund und Seilgefährte wurde mit seiner Frau Erna am 28. August 1943 von der Gestapo verhaftet. Die Anklage: Gsur hätte einen Vervielfältigungsapparat instandgesetzt und illegale kommunistische Flugblätter hergestellt. Erna Gsur wurde nach Auschwitz deportiert und überlebte. Ihr Ehemann wartete im Wiener Landesgericht 60 Wochen lang auf seinen Prozess – am 26. Oktober 1944 wurde er wegen »Vorbereitung zum Hochverrat« und »Wehrkraftzersetzung« schließlich zum Tode verurteilt. Nach der Urteilsverkündung gelang es einem gemeinsamen Freund, Frankls fast fertiges Manuskript in die Todeszelle von Hubert Gsur zu schmuggeln. Es soll ihn getröstet und zu einem letzten Gedicht inspiriert haben, das er »Abschied« nannte. Die erste Strophe: »Nun bin ich nur noch eine kleine Weile auf eurem Weg. Schon schweigt der erste Stern. Und wie ich noch mit eurem Schatten eile, bin ich euch schon um tausend Träume fern.«

Hubert Gsur wurde am 5. Dezember 1944 im Keller des Wiener Landesgerichtes enthauptet – wie 600 andere Widerstandsangehörige, die in den Jahren 1938 bis 1944 durch das Fallbeil den Tod fanden.

Viktor Frankl selbst erfuhr erst etwa ein halbes Jahr später, nach seiner Befreiung aus dem KZ und seiner Rückkehr nach Wien, vom tragischen Schicksal seines besten Freundes. »Die Besten haben nicht überlebt« – mit diesem Satz nahm er immer wieder Bezug auf Hubert, dem er sein Buch *Die Existenzanalyse und die Probleme der Zeit* widmete. Mit Gsurs Witwe Erna gab es hingegen nach dem Krieg ein Wiedersehen, die Freundschaft bestand über viele Jahre weiter. Die Seilschaft, die Viktor Frankl und Hubert Gsur verbunden hatte, hielt in Gedanken ein Leben lang.

Im Nachstieg Frankls

Hohe Wand
Zugang: Von der Autobahn A2 bei Wiener Neustadt West abfahren und über Weikersdorf weiter nach Höflein oder Grünbach zu den südlichen Anstiegen fahren. Den zentralen Wandteil erreicht man via Stollhof und über die Autobahnabfahrt Wöllersdorf und Dreistetten. Hier geht es zu den nördlichen Bereichen der Hohen Wand.
Beste Jahreszeit: Frühjahr, Sommer und Herbst; die Kletterrouten sind nordwestseitig gelegen.
Empfehlenswerte Routen:
Kanzelgrat: Fredsteig (4), Kanzelsteig (2+), Wienersteig (3+)
Untere Naglplatte: Grafenbergsteig (3)
Weningerturm: Weningersteig (3+)
Völlerin: Tirolersteig (3)
Draschgrat: Draschgrat (4–5)


A1
St. Pölten
WIEN
A21
Niederösterreich
A2
PREINERWAND
Rax
Wr. Neustadt
Burgenland
S6
Steiermark

Die Rax oder der Sinn des Lebens

»Was also ist der Mensch? Er ist das Wesen,
das immer entscheidet, was es ist.«

Viktor Frankl

Die meisten von uns haben, bewusst oder unbewusst, Sehnsuchtsorte. Plätze auf dieser Welt, zu denen wir tief in der Seele eine besondere Resonanz spüren. Solche Sehnsuchtsorte können, sie müssen aber nicht identisch sein mit jenen geografischen Koordinaten, mit denen wir »unser Zuhause« oder »unsere Heimat« assoziieren. Im Gegenteil, mitunter sind sie sogar weit davon entfernt und ziehen uns über die Distanz magisch an. Aber immer, wenn wir dort ankommen, ist es auch ein Ankommen bei uns selbst, und wir fühlen uns wie zu Hause, ohne dies begründen zu können – ein inneres Wissen sagt uns, dass wir richtig sind. Diese geheime Anziehungskraft kann von ganzen Ländern ausgehen, von Regionen, pulsierenden Metropolen oder verträumten Orten. Oft geht sie von bestimmten Plätzen in der Natur aus: Küsten, Seen, Wäldern, Flüssen oder Wasserfällen. Für Viktor Frankl waren Berge Inbegriff eines Sehnsuchtsorts. Unter allen Gipfeln, die er jemals bestiegen hat, und all den Gebirgen, wo er sich gerne aufhielt, genoss die Rax eine Sonderstellung. Sie war sein Fluchtpunkt im wörtlichen und übertra-

genen Sinne, jener perspektivische Punkt also, an dem all die vielen parallel führenden Linien seines Lebens immer wieder neu zusammenliefen.

Das Alpine und die Rax im Besonderen waren für Frankl auch der persönliche Erfahrungsraum, in dem er in sich selbst jenes Wesensmerkmals im Menschen gewahr wurde, für das er in seiner Anthropologie den Begriff »Selbsttranszendenz« geprägt hatte. »Menschsein verweist über sich selbst hinaus immer auf etwas, das nicht wieder es selbst ist – auf etwas oder jemanden: auf einen Sinn, den da ein Mensch erfüllt oder auf mitmenschliches Sein, dem er da begegnet. Nur in dem Maße, in dem der Mensch sich solcherart transzendiert, verwirklicht er auch sich selbst: im Dienst an einer Sache oder in der Liebe zu einer anderen Person. Ganz er selbst wird er, wo er sich selbst übersieht und vergisst«, postulierte Viktor Frankl. Damit machte er klar, dass wir Menschen uns niemals selbst genügen, sondern erst in der Ergänzung durch andere und anderes ganz werden. Die Selbsttranszendenz hat als innere Voraussetzung die Selbstdistanzierung – unsere Fähigkeit, geistig eine Beobachterposition zu uns selbst einnehmen zu können. Als äußere Orientierungshilfe dienen uns unsere Werte, also was wir für moralisch gut und erstrebenswert halten. Beides zusammen macht Menschen überhaupt erst begegnungs- und dialogfähig. Soweit die Theorie. Denn die Crux in unserem Leben und unseren Beziehungen ist ja, Wertvorstellungen, die voneinander abweichen, in Einklang zu bringen – das beginnt schon im Dialog mit uns selbst und gilt für jede Form des zwischenmenschlichen Miteinanders.

Frankls Vermächtnis, die Logotherapie und Existenzanalyse, ist untrennbar mit seinem persönlichen Sinnbegriff verknüpft,

für den seine eigene Biografie prägend war. Zudem war sein Denken von der Werteethik des Philosophen Max Scheler ebenso gespeist wie von Friedrich Nietzsche, Søren Kierkegaard, Karl Jaspers, Martin Heidegger und Martin Buber. Aus ihren Lehren zog Viktor Frankl seine eigenen und formte so vor dem Hintergrund seiner persönlichen Erfahrungen seine Weltanschauung, den Blick, mit dem er die Welt und den Menschen anschaute. Er setzte dabei, gegen den Strom anderer philosophischer Tendenzen, schon eine prinzipielle Sinnhaftigkeit der Welt als gegeben voraus. Dieser Sinn sei für uns zwar nicht immer auf Anhieb sichtbar, aber in jeder Situation verborgen, mit der uns das Leben konfrontiert. Ihn zu entdecken und dem Leben auf diese Art zu antworten, sei unsere Verantwortung, an der auch die menschliche Würde anknüpfe: »Leben heißt letztlich eben nichts anderes als Verantwortung tragen für die rechte Beantwortung der Lebensfragen, für die Erfüllung der Aufgaben, die jedem Einzelnen das Leben stellt, für die Forderung der Stunde.«

Tun, was gerade dran ist, und in jeder Situation getreu dem eigenen Gewissen die beste Möglichkeit wählen: Viktor Frankl beschrieb den Weg zum Sinn konkret und lebensnah mit drei »Hauptrouten«. Wir können durch die Verwirklichung schöpferischer Werte Sinn finden. Also entweder, indem wir eine Tat setzen, uns beispielsweise für andere einbringen, oder indem wir ein Werk schaffen, durch das etwas Wertvolles in der Welt entsteht. Deshalb ist es auch so wichtig, einem Beruf nachzugehen, der nicht nur unsere Zeit, sondern unser Leben auch mit Sinn ausfüllt. Die zweite Route zum Sinn sind Erlebniswerte: Aktivitäten, die wir mit positiven Gefühlen verbinden, die für uns spannend, interessant, lustig oder berührend sind – insbe-

sondere zwischenmenschliche Begegnungen fallen laut Frankl ebenfalls in diese Kategorie einer Sinnchance. Und als Drittes noch Einstellungswerte, die selbst dann noch zum Tragen kommen, wenn wir uns im Leben in unabänderlichen, aussichtslosen, schicksalshaften Situationen wiederfinden. Nur wir Menschen haben die geistige Freiheit, unseren inneren Zugang zu äußeren Bedingungen zu wählen. Das befähigt uns, schwierige Herausforderungen wie Unfälle oder unheilbare Krankheit, Tod oder Trennungen von geliebten Menschen zu meistern, indem wir eine Haltung bewahren, die einen tieferen Sinn selbst in Schuld, Leid und Tod – Frankl nennt das die tragische Trias – entdecken kann. »Der Sinn«, sagte Frankl, »ist der Wächter der Qualität unseres Handelns« – und das Leben macht unter allen Umständen Sinn, durch das Gestalten einer Situation oder im tapferen Ertragen des Unabänderlichen.

Viktor Frankl stand freilich nicht außerhalb seiner eigenen Grundannahmen, ganz im Gegenteil. Seinen Sinn fand er in der Liebe zu und im Dienst an den Menschen, in der innigen Hingabe an seine Berufung als Neurologe und Psychiater. Nichts jedoch ermöglichte ihm die Verwirklichung seiner Werte so sehr wie der selbsttranszendente Akt des Kletterns und Bergsteigens, der seine Seele nährte, wie es auch Generationen von Gleichgesinnten vor und nach ihm erlebt haben und erleben.

Große Bedeutung für sein Werk und Wirken kommt auch seinen persönlichen Krisen und Erschütterungen, den tragischen Schicksalsschlägen und harten Proben, die er durchlebt hat, zu. Sie haben ihn nicht zerrissen, sondern die Unerschütterlichkeit seines Glaubens an einen letzten Sinn erst entstehen lassen und letztendlich gestärkt.

Vor diesem Hintergrund begeben wir uns an die vierte Destination im Nachstieg Viktor Frankls. Nach welchem Zeitraum er zur Begeisterung für das Klettern auch seine Liebe zur Rax entdeckt hat, lässt sich aus biografischen Fakten nicht detailliert rekonstruieren. Erste Fahrten dorthin hat er vermutlich schon in seinen frühen Studienjahren ab 1924 unternommen – damals musste er noch zu Fuß von den Talorten Reichenau, Hirschwang und Prein auf- und absteigen. Denn die Komfortvariante auf den 80 Kilometer südlich von Wien gelegenen Berg stand erst ab 1927 zur Verfügung und sollte einen Rax-Boom auslösen: Nachdem Österreichs erste Kabinenbahn ihren Betrieb aufgenommen hatte, konnten Kletterer aus Wien ganz bequem mit der Eisenbahn nach Reichenau reisen. Von dort ging es dann per Autobus nach Hirschwang zur Talstation der Bergbahn und in nur zehn Minuten waren die 1018 Höhenmeter auf das Rax-Plateau überwunden. Die Wände der Rax, zusammen mit dem Schneeberg das nächstgelegene »echte« Gebirge, waren damit von der Hauptstadt aus in knapp zwei Stunden erreichbar. Vor der Zeit des Individualverkehrs muss das eine Sensation gewesen sein. Die viel schnelleren Wege, die Stadtbewohner jetzt in die Berge hatten, waren auch der Grund, warum ausgerechnet auf der Rax, nach einem Unglück am Reißtalersteig im Jahr 1896, die erste Bergrettungsstelle der Welt als Vorbild für alle derartigen alpinen Organisationen gegründet wurde.

Eingedenk all dessen, besteigen wir die traditionsreiche Bergseilbahn. Die rustikale Blechdose von damals ist einer modernen Komfortgondel mit Panoramascheiben gewichen. Auf unserer Spurensuche schweben wir sanft zur Bergstation, Fichtenwipfel bleiben im Steilgelände unter uns zurück. Wir haben den erha-

benen Blick von Vögeln und aus der luftigen Position weitet sich unsere Perspektive auf Rax und Schneeberg, die mit dem nahen Semmering den Inbegriff der »Wiener Hausberge« bilden, wobei Rax und Schneeberg meist in einem Atemzug genannt werden: Sie wirken gleichsam wie siamesische Zwillinge der Erdkruste, die der scharfe Schnitt des Wassers getrennt hat. Fast 20 Kilometer lang zieht sich das Höllental wie eine tiefe Narbe zwischen ihnen dahin, ganz unten umspült die Schwarza Felsflanken und Kiesbänke. Ihrem Verlauf folgt seit 1873 eine wichtige Lebensader der Bundeshauptstadt: die Erste Wiener Hochquellwasserleitung. Regen, der langsam durch das Kalkgestein von Schneeberg und Rax sickert, wird bei Kaiserbrunn gefasst. Reinstes Trinkwasser für Wien, ein Privileg und Inbegriff der Qualität.

Als wir mit der Seilbahn sanft an der Kante des Plateaus landen, haben wir die Kernzone von Frankls alpinem Universum erreicht. Die Rax findet mit der 2007 Meter hohen Heukuppe ihre höchste Erhebung und ist damit ein bisschen niedriger als das 2076 Meter hohe Klosterwappen auf dem Schneeberg. Das weitläufige Rax-Massiv, das sich auf die Bundesländer Niederösterreich und Steiermark aufteilt, lässt sich, anders als die markante Silhouette des Schneebergs, in seinem Charakter nicht mit einem Blick erfassen. Mit fast 900 Anstiegen – vom Wanderweg bis zur kräfteraubenden Kletterroute – macht die Rax den Weg zum Ziel, bietet sanfte Wiesen und monumentale Wände, breite Wege und schmale Steige über lange Schotterfelder. Ein Berg, so facettenreich, überraschend und abgründig wie die Seele des Menschen.

Dieser Kosmos, der sich zwischen dem Höllental im Osten, der kleinen Ortschaft Naßwald im Norden, den Kahlmäuern im Westen und dem Preiner Gschaid im Süden ausbreitet, bot für

die Forschernatur Viktor Frankls alles, was einen Sehnsuchtsort auszeichnet. Seine Besuche auf der Rax waren so häufig, seine Liebe zu ihr so groß, dass er sich sogar im Gasthof, der Teil der Bergstation ist, als Dauermieter einquartierte.

Zimmer 2 war seine Zuflucht für Jahrzehnte, und wann immer es seine Zeit erlaubte. Eine Stiege hinter der Schank führt uns hinauf in den ersten Stock. Behutsam öffnen wir die Tür und treten langsam ein. Wir flüstern nur miteinander, um die Intimität dieses Zimmers nicht zu verletzen. Der schlichte, großzügige, etwas verwinkelte Raum mit Waschgelegenheit atmet noch den Geist von damals; wir erleben hier dieselbe Unmittelbarkeit wie in der Wohnung der Frankls in Wien. Zimmer 2 wird nicht mehr vergeben, ganz so, als wäre das Gedenken an diesen großen Österreicher jetzt der neue Dauermieter. Wir blicken aus dem Fenster über die steilen Abbrüche hinweg nach Süden in eine klare und sonnige Weite. Und tun das, was Viktor Frankl an solchen Tagen tat: Wir brechen zu seiner geliebten Preinerwand auf.

Diese Felskaskade belehrt all jene eines Besseren, die meinen, im Osten Österreichs gäbe es gar keine richtigen Wände zum Klettern. Bis zu 400 Meter hoch reckt sie sich in den Himmel. Ihr Herzstück ist die Preinerwandplatte, eine pultartige Felstafel von geradezu konsternierender Glattheit. Im Kontrast zur klammen Gedrungenheit des Höllentals ist die Szenerie hier offener, freundlicher, freier. Veteranen wie Rudolf Klose und Fritz Schmid fanden in den 1930er-Jahren – dank verbesserter Sicherungstechnik – die ersten Wege durch die Preinerwandplatte und bald darauf auch in den nahen Lechnermauern am Rax-Plateau.

Die Selbstermächtigung, die Frankl an der Mizzi-Langer-Wand in Wien und am Peilstein ursprünglich zum Klettern

gebracht hatte, lebte er hier gemeinsam mit seinen Freunden wie Hubert Gsur und Rudi Reif in einer alpineren Dimension aus. Nur mit seinem Herzensmenschen, seiner Ehefrau Tilly, konnte er seine Bergleidenschaft kein einziges Mal teilen, so wichtig ihm dies gewesen wäre. Denn seit die Nazis die Herrschaft übernommen hatten, war den Juden das Bergsteigen verboten. Die zwei einzigen und für Jahre letzten Bergtouren Frankls während der Zeit des NS-Regimes – eine 1939 über den Stadelwandgrat auf den Schneeberg und die im vorigen Kapitel beschriebene über den Kanzelgrat der Hohen Wand – waren schon im Ansinnen lebensgefährlich gewesen.

Als wir im Sonnenschein auf dem Rax-Plateau in Richtung Preinerwand unterwegs sind und zum Schneeberg hinüberblicken, werden wir uns einer tragischen Analogie bewusst: Auf dieselbe Weise, auf die das Höllental einen tiefen Einschnitt in die Natur darstellt, markierte jener schicksalhafte 24. September 1942, ein Donnerstag, einen Einschnitt in Frankls Leben, das Höllental seiner Biografie: An diesem Tag wurde er gemeinsam mit Ehefrau Tilly, Mutter Elsa, Schwiegermutter Emma und seinem Vater Gabriel nach Theresienstadt deportiert.

Zug IV/11, den Familie Frankl an jenem Abend mit 1295 anderen Menschen besteigen musste, rollte nicht nach Süden zu den Sehnsuchtsorten geliebter Berge, sondern nach Norden. Ein jüdischer Mentor Frankls hatte ihn der SS als ärztlichen Betreuer für psychisch Kranke im Zug nach Theresienstadt anempfohlen. Was den Vorteil brachte, dass er und seine Angehörigen in einem Abteil sitzen durften, anstatt mit anderen in Frachtwaggons gepfercht zu sein. Beinahe hätte das Privileg tödlich geendet: Als er nächtens durch den Zug ging, um Kranke zu visitieren, blickte er plötzlich in den Gewehrlauf eines SS-Mannes, der einen

Fluchtversuch wähnte. Es war die erste von zahllosen Situationen in den darauffolgenden 946 Tagen, in der das Überleben Viktor Frankls nicht wie bei Kletterpartien an einem festen Hanfseil hing, sondern an einem seidenen Faden.

Das Getto Theresienstadt war keine Endstation, sondern ein Umverteilungszentrum für die Vernichtungslager. In den früheren Garnisonsgebäuden für 4000 Soldaten harrten im Jahr 1942 bereits 53 000 Juden unter unwürdigen Bedingungen aus. Krankheiten grassierten, es herrschte Hunger, willkürliche Gewalt war an der Tagesordnung. Frankl überstand den ersten Kontakt mit einem seiner Bewacher mit 32 Verletzungen. Dennoch blieb inmitten der bizarren Situation zunächst ein rudimentärer Rest von Normalität: Tagsüber konnte er seine Frau und seine Eltern sehen und unter Zensur war es ihm sogar noch möglich, vereinzelt Post zu bekommen oder zu versenden. Frankl arbeitete als Arzt, tat dabei sein Möglichstes, um den psychischen Schock der Neuankömmlinge zu lindern. Halb legal hielt er auch Vorträge vor verzweifelten Insassen, gab psychologische Tipps und bemühte sich, den Menschen Sinnperspektiven aufzuzeigen.

Zwei seiner Vortragsthemen wählte er wohl, um mit seinem eigenen Optimismus in Kontakt zu bleiben – »Psychologie des Alpinismus« und »Rax und Schneeberg«.

Denn die »Normalität« im Lager war in Wirklichkeit, und das war Frankl vollkommen bewusst, eine Normopathie, eine zwanghafte Anpassung an eine abnormale Realität, wie überhaupt die NS-Zeit insgesamt. Dass viele Insassen in ihren Gesprächen im Getto häufig ihr früheres Leben in der Heimat trotz der Repressalien der Nazis als »schöne Zeit« verklärten, wo sie »nur« Anfeindungen auszuhalten und einen Judenstern zu tragen gehabt hatten, war der Beweis für diese Wahrnehmungs-

verschiebung. Viktor Frankl hatte derartige Rückgriffe auf eine geschönte Vergangenheit – als Schutzreflex der Seele gegen die grausame Gegenwart – bei Mithäftlingen häufig beobachtet und sich immer wieder bemüht, deren Aufmerksamkeit auf lohnende Ziele zu lenken, die vor ihnen lagen.

In Wahrheit bedeutete Theresienstadt meist nur eine Verzögerung des Unvermeidlichen. Es war nicht die Frage, ob, sondern nur wann sich der eigene Name auf einer der Transportlisten in eines der Vernichtungslager im Dritten Reich finden würde. Jeder Abschied konnte potenziell ein Abschied für immer sein. Eine derartige Zerreißprobe zwischen tiefer Angst und verhaltener Hoffnung stellt einen für uns heute nicht nachvollziehbaren psychischen Dauerstress dar. Zumal auch niemand der Betroffenen annähernd eine konkrete Vorstellung hatte, um wie viel schrecklicher die Bedingungen in den Konzentrationslagern sein würden, auch Frankl nicht.

Im Oktober 1944 schließlich, nach mehr als zwei Jahren in Theresienstadt und sechs Monate vor Kriegsende, stand Frankls Name auf einer dieser Listen. Seine Frau, als Zwangsarbeiterin einer Munitionsfabrik zugeteilt und damit an sich von KZ-Transporten ausgeschlossen, meldete sich freiwillig, um ihn zu begleiten. Aus Liebe und gegen seinen ausdrücklichen Willen. So wurde dieser 19. Oktober zu jenem Tag, an dem Viktor Frankl alles verlieren sollte, was ihm lieb und teuer gewesen war. Bevor er mit Tilly den Zug ins Vernichtungslager nach Auschwitz-Birkenau bestieg, verabschiedete er sich von seiner Mutter. Und als letzte Erinnerung an seine Ehefrau blieb ihm die entsetzlich wehmütige Sequenz von der Ankunft in Auschwitz: Auf SS-Befehl mussten sie alles in einen großen Sack fallen lassen, was sie

Symbol der Freiheit: Viktor Frankls Bergführerabzeichen – in Auschwitz wurde es ihm weggenommen, nach dem Krieg bekam er es erneut verliehen.

noch an persönlicher Habe besessen hatten – ihre Eheringe, Tillys Uhr, Viktors Bergführerabzeichen. Dann wurden beide getrennt. Das letzte Mal, dass sie einander tief in die Augen sahen.

Unmittelbar danach dirigierte Dr. Josef Mengele, der Todesengel von Auschwitz, den Wiener Arzt Viktor Frankl per Fingerzeig zu einer großen Menschenmenge mit Alten, Frauen und Kindern auf der linken Seite der Rampe. Sie wurden, wie fast alle Neuankömmlinge, in die Gaskammern eskortiert. Aus einer Intuition heraus und weil er in der anderen Gruppe junge Mitinsassen erkannt hatte, wechselte Frankl hinter Mengeles Rücken die Seite und ging nach rechts. So überlebte er Mengeles Todesroulette. Als Frankl kurz danach seine Kleidung gegen die Lumpen eines Toten tauschen musste, war auch seine wertvolls-

te geistige Schöpfung dahin: das Originalmanuskript seines ersten Buches *Ärztliche Seelsorge*. Dieses hatte er, eingenäht in das Mantelfutter, bis hierher gerettet, und dort fand sich folgender Satz, den Frankl bereits zu Papier gebracht hatte: »Das Leiden, die Not gehört zum Leben dazu, wie das Schicksal und der Tod. Sie alle lassen sich vom Leben nicht abtrennen, ohne dessen Sinn nachgerade zu zerstören. Not und Tod, das Schicksal und das Leiden vom Leben abzulösen, hieße dem Leben die Gestalt, die Form nehmen. Erst unter den Hammerschlägen des Schicksals, in der Weißglut des Leidens an ihm, gewinnt das Leben Form und Gestalt.« Dank der in Wien verbliebenen Abschrift konnte die Passage später veröffentlicht werden. Sie spiegelt Frankls Geisteshaltung wider und lässt erahnen, wie sie ihn seelisch befähigte, an Tagen wie diesem 19. Oktober und vielen folgenden nicht an der Wucht des Schicksals zu zerbrechen, sondern daran zu wachsen, seelisch über sich hinauszuwachsen. Alles, was er bis dahin – in seiner Arbeit als Psychiater und in den Bergen – an »Trotzmacht des Geistes« entwickelt hatte, war jetzt sein Rüstzeug für das nackte Überlegen.

»Das Leben hat einen Sinn und behält ihn unter allen Umständen auch im Leiden«, war Frankls Überzeugung. Jetzt, in den vier Tagen Zwischenaufenthalt in Auschwitz-Birkenau und sechs kalten, endlosen Monaten in den bayerischen Konzentrationslagern Kaufering und Türkheim, sollte der unbedingte Wille zum Sinn des Häftlings 119 104 noch auf härteste Proben gestellt werden.

Zufall? Glück? Schicksal? Es war alles und oft alles gleichzeitig, das Viktor Frankl am Leben hielt, inmitten dieses Grauens und sinnlosen Sterbens. Was er selbst beitragen konnte, war, sich die letzte aller menschlichen Freiheiten zu nehmen, seine Ein-

stellung zu den Dingen selbst zu bestimmen. Was vielfach darin bestand, auf Methodik und Interventionen seiner Logotherapie zurückzugreifen. Oder anderen Lagerinsassen zu helfen, ihr Leiden in Leistung zu verwandeln, ihre Aufmerksamkeit auf Menschen und Aufgaben zu lenken, die auf sie warteten.

Mitunter bediente sich Frankl derselben mentalen Technik, die sein Kletterpartner Rudi Reif im Exil in Shanghai immer wieder zum Trost praktizierte und »Hirnklettern« nannte. Diese Rückbesinnung auf seine Passion als Alpinist und das tranceartige Eintauchen in die eigenen Bergerfahrungen war oft der letzte wärmende Funke an Menschlichkeit. Einmal musste Frankl im Winter mit einer Eisenstange in eisiger Kälte eine Straßenuntertunnelung in den gefrorenen Boden schlagen. Um sich von der Quälerei innerlich zu distanzieren und diese überhaupt zu überleben, vertiefte er sich in die Imagination, wie sich der sonnenerwärmte Fels der Preinerwand in seinen Händen anfühlen würde, wenn er dereinst wieder dort klettern würde. Manchmal kam die stärkende Assoziation auch von außen: Als Frankl mit anderen Ärzten einen Holzkarren, der mit schwerkranken KZ-Insassen beladen war, zu einem Krankenlager ziehen musste, da meinte sein Hintermann zu ihm: »Frankl, ich sehe an Ihrem Gang, dass Sie Ihre Kräfte sparen, wenn Sie sie nicht brauchen, wie ein Bergführer.«

Solch ein Aufflackern von menschlicher Wärme konnte in dieser schieren Ausweglosigkeit viel bewirken. Es kam mitunter völlig überraschend auch von jenen, von denen es nicht zu erwarten war: von den Kapos, KZ-Insassen, die mit Privilegien ausgestattet waren, oder vereinzelt, und auch das verschwieg Frankl in seiner Allparteilichkeit nie, sogar von SS-Leuten. Die Erlebnisse in den vier Konzentrationslagern brachten ihn zur tie-

fen Überzeugung, für die er zeit seines Lebens eintrat: dass es in jedem Volk nur zwei »Rassen« gäbe, die Anständigen und die Unanständigen.

Dass er auch noch die letzten 16 seiner 946 Tage als Holocaust-Häftling überlebte, verdankte Frankl seinem fundierten Wissen als Arzt. Als er an Fleckfieber erkrankt war, galt für ihn exakt dasselbe Gebot wie für Alpinisten im Notbiwak: unter allen Umständen in der Nacht wach und in Bewegung bleiben, um nicht ins Delirium zu fallen, nicht einzuschlafen, nicht zu sterben. Wieder obsiegte die »Trotzmacht des Geistes«: Anstatt sich der völligen Erschöpfung hinzugeben, rekonstruierte Frankl auf Papierschnipseln in Steno-Symbolen sein Manuskript.

Nach der Befreiung des Lagers verbesserte sich sein Zustand rasch. Das Erste, was er nach den Tagen, Monaten und Jahren KZ-Haft tat: Er marschierte kilometerweit durch die offene Landschaft. »Du weißt in diesem Augenblick nicht viel von dir und nicht viel von der Welt, du hörst in dir nur einen Satz und immer wieder denselben Satz: ›Aus der Enge rief ich den Herrn und er antwortete mir im freien Raum.‹ – Wie lange du dort gekniet hast, wie oft du diesen Satz wiederholt hast, die Erinnerung vermag es nicht mehr zu sagen. Aber an jenem Tage, zu dieser Stunde begann dein neues Leben – das weißt du. Und Schritt für Schritt, nicht anders, trittst du in dieses neue Leben, wirst du wieder Mensch.« Mit diesen Worten beschrieb Viktor Frankl später, wie sich die wiedererlangte Freiheit für ihn angefühlt hatte.

Es waren kleine Schritte, mit denen er wieder ins Leben zurückging, zunächst noch getragen von der Hoffnung, seine Frau, seine Mutter, seinen Bruder Walter, seine Freunde bald wieder in die Arme schließen zu können. Sein Vater war unter seiner

ärztlichen Begleitung bereits 1943 im Getto Theresienstadt gestorben. Einzig von seiner Schwester Stella wusste er, dass sie es nach Australien geschafft hatte und dort sicher war. Zunächst arbeitete er im Auftrag der US-Armee wieder als Arzt in einem Krankenhaus in Bad Wörishofen. Weil er aber unbedingt nach Wien zurück und Gewissheit über den Verbleib seiner Familie haben wollte, quittierte er nach zwei Monaten den Dienst.

Er kam für ein paar Wochen bei der Familie einer Krankenschwester in München unter, lieferte Radiobeiträge zu den psychologischen Herausforderungen des Wiederaufbaus und stand mit einem Mal selbst vor der größten psychischen Herausforderung seines bisherigen Lebens: Nach der umständlichen Rückkehr durch die Besatzungszonen fand er seine Heimatstadt Wien als Trümmerfeld vor. Und bald wurde zur Gewissheit, wogegen er sich mit der Trotzmacht seines Geistes stets so vehement gestemmt hatte – Viktor Frankl hatte als Einziger überlebt! Seine Ehefrau Tilly war unmittelbar nach ihrer Befreiung aus dem Lager Bergen-Belsen gestorben. Seine Mutter war mit einem der letzten Todestransporte nach Auschwitz gebracht und in der Gaskammer ermordet worden. Seine Schwiegermutter ebenso. Sein Bruder Walter und dessen Frau waren auf der Flucht in Italien von Nazis aufgegriffen worden und im KZ ums Leben gekommen. Sein bester Freund Hubert Gsur war als Widerstandskämpfer im Wiener Landesgericht enthauptet worden.

Es ist unmöglich, sich in eine derart tragische Wucht einzufühlen. Aus Viktor Frankl, der selbst so viel durchlitten und sich in größter Verzweiflung am Gedanken aufgerichtet hatte, dass jemand und etwas auf ihn warten würde, der für die Hoffnung auf einen guten Ausgang so lange stark geblieben war, wich angesichts der Wirklichkeit alle Kraft. Jetzt hatte er, der Tausenden

von verzweifelten Menschen seelisch Beistand geleistet hatte, selbst Selbstmordgedanken.

Doch Frankl fing sich rasch wieder in seiner existenziellen Krise. Auch, weil Freunde ihn auffingen. Allen voran der spätere SPÖ-Vorsitzende und Vizekanzler Bruno Pittermann, der ihm eine alte Schreibmaschine für die Bearbeitung seines Manuskripts von *Ärztliche Seelsorge* besorgte, ihn in der Wohnung Mariannengasse 1/14 im neunten Bezirk als Hauptmieter einsetzte und überdies initiierte, dass Viktor Frankl sich als neuer Leiter der Neurologischen Abteilung in der Wiener Poliklinik wieder beruflich etablieren konnte.

Anfänglich war es, wie er Nahestehenden anvertraute, nur die Pflicht, die ihn hielt. Eher ein menschliches Funktionieren aus dem Pflichtbewusstsein heraus, mit dem der Neurologe sich in die Arbeit stürzte. Mehreren Sekretärinnen diktierte er im Schichtdienst innerhalb von nur neun Tagen sein zweites Buch *Ein Psycholog erlebt das Konzentrationslager* und arbeitete seine eigenen traumatischen Erlebnisse auf diese Weise auf. Erst auf Drängen seiner Freunde war er bereit, das Buch unter seinem eigenen Namen zu veröffentlichen, ab der zweiten Auflage trug es dann den Titel *… trotzdem Ja zum Leben sagen!* – und wurde zum Welterfolg: Die renommierte Library of Congress in den USA bewertete den dokumentarischen Bericht später als eines der zehn bedeutendsten Bücher des 20. Jahrhunderts. Im Englischen erschien Viktor Frankls Buch als *Man's Search For Meaning*, bis heute wurde es, in 26 Sprachen übersetzt und auf der ganzen Welt millionenfach verkauft.

So beklemmend sich das Protokoll Viktor Frankls aus seiner Zeit in vier Konzentrationslagern auch liest, so beeindruckend ist sein zeitloser Charakter als Appell an die Menschlichkeit.

Ohne die Prinzipien seiner Logotherapie auf dem ausgesetzten Grat seines eigenen Schicksals erlebt, überlebt und ertragen zu haben, hätte das Leben Frankl wohl nicht zu seiner Exzellenz geführt, die ihn ausmachte: weder als Mensch noch als Wissenschaftler noch als Arzt oder Therapeut.

In einem Text von 1961 für eine deutsche Psychiatrie-Zeitschrift kommt er mit etwas Abstand zu folgender Conclusio: »Wenn man so will, war das Konzentrationslager nichts weiter als eine mikrokosmische Spiegelung der Menschenwelt im Großen. Das Leben im Konzentrationslager ließ einen Abgrund in die äußersten Tiefen des Menschen aufbrechen. Soll es uns da wundern, dass in diesen Tiefen auch wieder nur das Menschliche sichtbar wurde? Das Menschliche als das, was es ist – als eine Legierung von Gut und Böse! Der Riss, der durch alles Menschsein hindurchgeht und zwischen Gut und Böse scheidet, reicht auch noch bis in die tiefsten Tiefen und wird eben auf dem Grunde auch noch dieses Abgrundes, den das Konzentrationslager darstellt, offenbar. So wird das Leben im Konzentrationslager zu einem Mikrokosmos – zu einem ›Modell‹, um mit Adler zu sprechen, der die Psychologie des Lagers in Theresienstadt ›jenseits des schneidenden Widerspruchs von weißer Unschuld der Opfer und schwarzer Schuld der Verfolger‹ schildert; ›weil es kaum je einen Ort gab, in dem sich zeitliche Geschichte in so verkürztem Ablauf vollzog. Paradigmatisch und in einer seltenen Konzentration enthält das Werden, Geschehen und Vergehen des Lagers die Summe der Leiden und Übel, die sonst mehr verteilt und weniger sichtbar in allen anderen Gemeinschaften wirken können und auch wahrhaftig wirken. Es ist ja das Besondere an dem Lager, dass alles Schiefe, Gefährliche, Närrische und Gemeine, was in Menschen und menschlichen Institutio-

nen wuchert, hier unheimlich und unbarmherzig nackt sich so hervorwagt. Hier sehen wir die dämonische Karikatur einer allgemein möglichen, vielleicht sogar wirklichen Verwaltung vor uns, ein menschenunwürdiges Dasein in pseudokollektiver Vermassung, in Hörigkeit oder Sklaverei.‹ Wohl haben uns die vergangenen Jahre ernüchtert; aber sie haben uns auch gezeigt, dass das Menschliche gilt, sie haben uns gelehrt, dass alles auf den Menschen ankommt. Denn er blieb auch übrig im Erlebnis des Konzentrationslagers.

Ich will hier nur jenen Lagerführer aus dem Lager, in dem ich zuletzt war und aus dem ich befreit wurde, erwähnen. Er war SS-Mann. Nach der Befreiung des Lagers stellte sich jedoch heraus, wovon bis dahin nur der Lagerarzt (selbst ein Häftling) wusste: Der Lagerführer hatte aus eigener Tasche nicht geringe Geldbeträge insgeheim hergegeben, um aus der Apotheke des nahen Marktfleckens Medikamente für seine Lagerinsassen besorgen zu lassen! Der Lagerälteste eben dieses Lagers jedoch, also ein Häftling, war schärfer als alle SS-Wachen des Lagers zusammen; er schlug die Häftlinge, wann und wo und wie er nur konnte, während beispielsweise der Lagerführer meines Wissens kein einziges Mal die Hand gegen einen ›seiner‹ Häftlinge erhoben hat. Auf den Menschen kam es eben an! Was blieb, war der Mensch. Durchglüht vom Schmerz, wurde der Mensch eingeschmolzen auf das Wesentliche an ihm. Fragen wir uns nach der Grunderfahrung, die uns in den Konzentrationslagern zuteilwurde – in diesem Dasein im Abgrund –, dann lässt sich aus all dem von uns Erlebten als dessen Quintessenz herausstellen: Wir haben den Menschen kennengelernt wie vielleicht bisher noch keine einzige Generation. Was also ist der Mensch? Er ist das Wesen, das immer entscheidet, was es ist. Er ist das Wesen,

das die Gaskammern erfunden hat, aber zugleich ist er auch das Wesen, das in die Gaskammern gegangen ist mit stolz erhobenem Haupt und mit dem Vaterunser auf den Lippen oder dem Sch'ma Jisrael.«

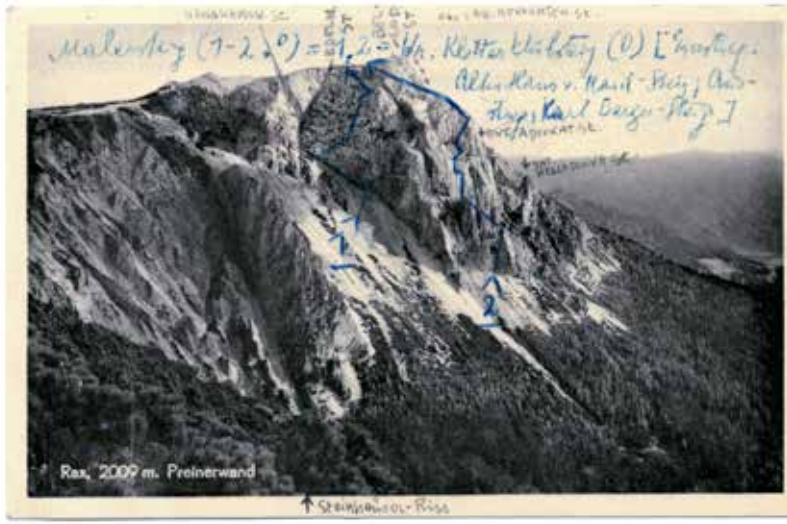
Im Außen vollzog sich Frankls Weg zurück in ein neues Leben schneller als in seiner inneren Welt. Weniger als ein Jahr nach Ende seines Martyriums hatte er zwar eine Wohnung und war als Leiter der Neurologischen Abteilung in der Poliklinik beruflich wieder erfolgreich. Auch seinen Wunsch, als Autor und Vortragender zu reüssieren, konnte er sich nach seiner Rückkehr schnell erfüllen. Dennoch zweifelte er selbst daran, dass die Zeit seine seelischen Wunden der erlittenen Verluste würde heilen können. Unter Pflichtbewusstsein und Arbeitswut schwelte eine tiefe Trauer, wie aus einem Gedicht hervorgeht, das er am 31. März 1946 in der Polyklinik auf einen Zettel schrieb:

> »Da ich noch wartete auf meinen Frühling,
> wurde mit jedem März schwerer das Herz.
> Ungeduld fragte: ›Wann kommt endlich
> der Frühling für mich?‹
> Jetzt aber, wo ich gelassener bin,
> jetzt aber: wo ich verlassener bin –
> lächle ich über die Frühlinge hin,
> weiß ich: kein einziger blühte für mich.
> Einer blüht wieder? Verblüht er? – Für sich.«

Sein Frühling kam. Mit allen seinen Farben und nur zwei Wochen später. Er kam in Gestalt von Elli Schwindt, einer zwanzigjährigen, hübschen, quirligen Frau. Für ihn war es Liebe auf den ersten Blick, als diese junge Krankenschwester aus der Station

für Zahn- und Kieferheilkunde beim neuen Leiter der Neurologischen Abteilung wegen eines freien Krankenbettes vorsprach. Für sie war es Liebe auf den zweiten Blick, als der Primarius später ihr gegenüber Zahnschmerzen vortäuschte, um mit ihr in Kontakt zu kommen. Für sie beide war es eine Liebe fürs Leben und über den Tod hinaus. Als hätte es in Viktor Frankls Logotherapie noch des Nachweises bedurft, dass in der Hingabe an einen geliebten Menschen Selbsttranszendenz, Sinn und Seelenheil zu finden sind. Mit dem Tag, an dem Elli in sein Leben getreten war, wurden seine Schritte zurück in sein neues Leben leichter. Trotz und auch wegen ihres Altersunterschiedes von gut 20 Jahren. Sie nahm ihn, auf gut Wienerisch, beim »Schmäh«, und er nahm sie an der Hand und zeigte ihr seinen Sehnsuchtsort, die Rax – und später die ganze Welt. In einem Brief an seine Schwester Stella in

Post von der Rax: Viktor Frankl zeichnete in dieser Postkarte an seine Kollegen der Neurologischen Abteilung die Kletterrouten der Preinerwand ein.



Australien schrieb er im August des Jahres 1946: »Vor einer Woche kam ich von einem 2-wöchigen Urlaub zurück, den ich auf der Rax (Ottohaus) verbracht habe, gemeinsam mit meinem Girlfriend. Wir hatten wunderbares Wetter, genug zum Essen – freilich nur, weil ich meine ganzen Konservenbestände mitgenommen hatte. Ich war in der zweiten Woche auch klettern und habe, Gott sei's gedankt, schließlich den Malersteig (1–2er) trotz Regen und daher ohne Brille, ohne Kletterschuhe (nur in Socken), und belastet mit 35 m Seil (allerdings ohne Rucksack) als Erster (also vorangehend) gemacht, in Begleitung eines gemieteten Führers natürlich; und ich bin ruhig und sicher gegangen und war dann gar nicht müde – nach 5 Jahren Unterbrechung, mit 41 Jahren am Buckel, davon 7 Jahre Hitler, 3 Jahre Konzentrationslager und einer wahrscheinlichen kleinen Herzmuskelschädigung durchs Fleckfieber!«

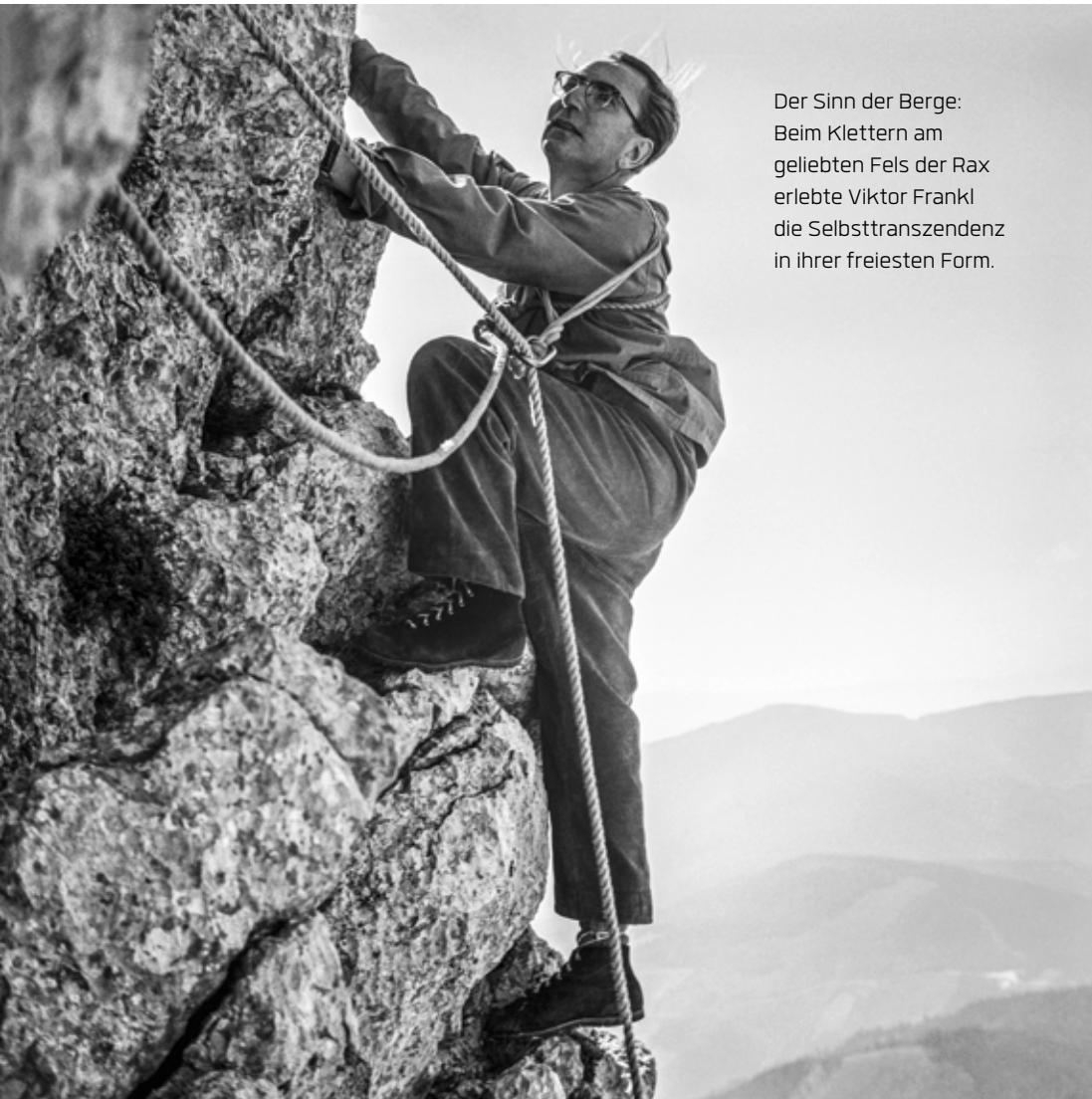
Fortan war er also wieder unterwegs auf dem Parkett, auf dem er am allerliebsten tanzte, auf dem Fels der Preinerwand. Und jetzt, nachdem er sein persönliches Höllental durchlitten und durchschritten hatte, konnte er seine Begeisterung endlich auch mit der Frau, die er liebte, teilen. Fast jedes freie Wochenende verbrachten sie im Gebirge. Auf Ellis Wunsch standen als Kontrast zum Klettern manchmal auch Strandbesuche im Gänsehäufel-Bad an der Alten Donau auf dem Programm. Sein Metier war der Fels, ihres das Wasser.

Für den stets getriebenen, international gefragten Wissenschaftler, der kaum freie Zeit kannte, bot die Zeit auf der Rax die rare Gelegenheit, innerlich etwas zur Ruhe zu kommen. Er genoss das alpine Ambiente auf der Hochebene, verfolgte neue Ideen, schmiedete Pläne und ließ dabei gehen, was ihm aus seiner schweren Zeit noch nachhing. »Jedenfalls gehe ich in die Berge (wie andere in die Wüste), um mich zu sammeln, auf einsamen Wegen, sagen wir über das Plateau der Rax. Es gibt kaum wichtige Entschlüsse, oder wichtige Entscheidungen, die ich nicht auf solchen einsamen Wanderungen dort droben gefasst und getroffen hätte«, schrieb er später in seiner Autobiografie.

Auf der Rax fühlte er sich zu Hause, dort lebte und pflegte er seine Freundschaften, dort kam es 1949 auch zum Wiedersehen mit dem Mann, der ihm das Klettern beigebracht hatte: Als einer der letzten Heimkehrer waren auch der Alpinist Rudolf Reif und seine Frau aus dem Exil in Shanghai wieder in Österreich eingetroffen. Öfter verbrachten die beiden Paare Wochenenden auf dem Plateau.

War die Rax sein Lebensberg, so fand Frankl im Drei-Enzian-Steig jene Kletterstrecke, die für ihn auch über die Jahrzehnte nie an Faszination verlieren sollte. Im Jahr 1945 eröffnet, braucht

es vier, fünf Seillängen im zweiten bis dritten Schwierigkeitsgrad, um diese eher unscheinbare, 150 Meter lange Route in der Oberen Preinerwand zu durchsteigen. Am Wandfuß startet sie steil und spektakulär mit schönen Metern an verlässlichem Fels. Im etwas grasigen, hin und her mäandernden Mittelteil ist für Neulinge Spürsinn gefragt, um den blauen Punkten des Steigs



Der Sinn der Berge: Beim Klettern am geliebten Fels der Rax erlebte Viktor Frankl die Selbsttranszendenz in ihrer freiesten Form.

zu folgen. Hängt man an den heute gut abgesicherten Ständen, spürt man die saugende Tiefe der Preinerwand. Man wähnt sich irgendwo in einem mächtigen Gebirge. Und viel zu schnell endet die Tour danach auf einer Rampe, dem Kronich-Band, benannt nach dem langjährigen Hüttenwirt des Ottohauses. Von dort quert man sehr behutsam – ein Absturz wäre nicht zu überleben – hinaus zur Kante des Plateaus, ehe es wieder in einer schönen Wanderung zurück zum Gasthof bei der Bergstation der Seilbahn geht.

Wie oft Frankl seine Lieblingsroute kletterte, ist nicht überliefert. Im Steigbuch, das in einer Blechkiste im oberen Bereich des Drei-Enzian-Steigs zu finden ist, soll es in Frankls aktivsten Zeiten kaum eine Seite gegeben haben, auf der sein Name nicht gestanden wäre. Der Wiener Autor Karl Lukan verweist gar auf einen humorigen Vermerk, den ein anderer Kletterer hinterlassen hatte: »Wir beantragen ein eigenes Steigbuch für Viktor Frankl.« Es ging so weit, dass sich Rax-Kletterer Sorgen um den Gesundheitszustand des berühmten »Doktors« machten, wenn es mal längere Zeit keinen Eintrag von ihm gab.

Uns ist auch nicht bekannt, was Frankl, der einige Steige auf der Rax gegangen ist, genau an dieser Tour so besonders fasziniert hat. Warum er den Drei-Enzian-Steig so ritualhaft durchstiegen hat, ohne seiner überdrüssig zu werden. Vielleicht gab er ihm, dem Stammgast der Rax, die Möglichkeit, im Vertrauten zu bleiben und im vermeintlich Wohlbekannten immer wieder neue Aspekte zu sehen? Immer tiefere Schichten der Wahrnehmung in sich zu berühren und immer neue Bezüge herzustellen? Von den Zen-Mönchen, die im Klosteralltag immer wieder dieselben einfachen Arbeiten mit klarem Bewusstsein und hoher Achtsamkeit erfüllen, wissen wir, dass die vordergründig

öde Wiederholung der Wiederholung stets Initialzündung neuer Erkenntnis sein kann. In jedem Fall führt das Meditative zu einem tieferen Verständnis unserer Existenz. Es ist eine Reise zum Wesenskern unseres Seins, unseres Sinns, ein Weg zur Meisterschaft.

Hier tritt eine Analogie zwischen Alpinismus und Wissenschaft zutage: Frankl stieg schließlich nicht nur als Kletterer, sondern stets auch als Begründer der Logotherapie durch die Wände, als Wissenschaftler von Weltruf. Gerade der perspektivische Schwenk zwischen den Realitäten seines Lebens erlaubte es ihm, in den Nuancen des vertrauten Kleinen immer neue Blickwinkel auf das größere Ganze zu entdecken, die Welt und den Menschen holistischer zu verstehen und so seine Weltanschauung zu erweitern.

Seinen Langzeitbergführer, den Himalaya-Besteiger Ignaz Gruber, überraschte Viktor Frankl am 26. März 1985 am Einstieg des Drei-Enzian-Steigs mit der Bemerkung: »Heute führe ich.« Zwar verfügte der weltbekannte Nervenarzt für die Tour, die heute auch nach ihm »Viktor-Frankl-Steig« genannt wird, über ausreichend Routine – jedoch war es sein 80. Geburtstag und seine Sehkraft hatte sich bereits immens verschlechtert. Gruber war besorgt um seinen prominenten Kletterpartner. Allerdings wusste er aus vielen gemeinsamen Touren auch: »Wenn der Herr Doktor sich etwas einbildet, dann macht er das auch.« Unter dem Vorwand, »nur Haken kontrollieren zu wollen«, bereitete Gruber die Seilsicherung so vor, dass ein gefahrloser Durchstieg möglich war.

Nachher gestand der Reichenauer Bergführer dem Wiener Rax-Veteranen zu: »Von Ihnen könnte man sogar das Klettern lernen.« Denn Frankl, der von seiner Grundkonstitution nie ein

Athlet gewesen war, machte – erst recht in den fortgeschrittenen Jahren – das Nachlassen seiner physischen Kraft durch eine ausgefeilte Technik wett. Aus der Wiederholung heraus konnte er sich immer besser dem Fels anpassen, ihn lesen und verstehen, mit ihm eins werden: So zog er sich nicht an Griffen empor, sondern drückte sich – ganz das Prinzip der modernen Kletterschule – geschickt und kraftsparend jeweils aus den Beinen heraus nach oben.

Das Miteinander am Berg von Viktor Frankl und Ignaz Gruber war symbiotisch. Beide konnten voneinander lernen: »Viktor Frankl war ein fertiger Bergsteiger«, resümiert Gruber heute. Nach einer Gelbsucht-Erkrankung, die er sich bei einer Expedition in Pakistan zugezogen hatte, stellte er selbst seinen Kletterstil »auf Frankl« um und gab fortan nicht der Kraft, sondern der Technik den Vorzug.

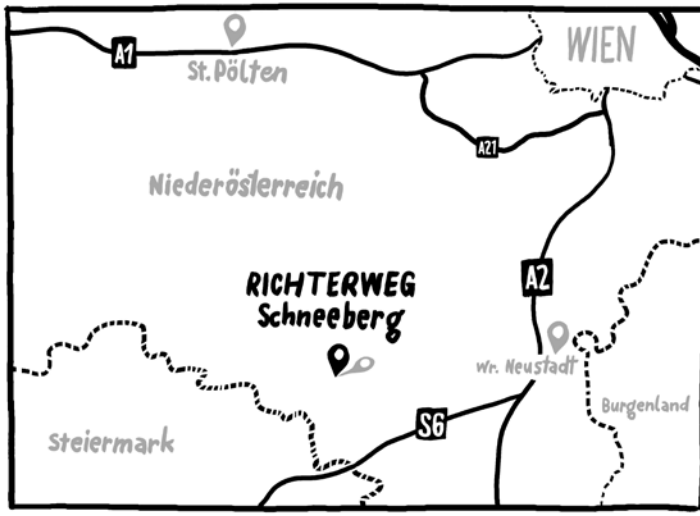
Glück definierte Frankl als »Nebenwirkung von Sinnerfüllung«. In den Bergen, vor allem auf der Rax, erlebte er viele solcher Momente. Gerade auch im Miteinander mit den Menschen an diesem für ihn so speziellen Ort. Gerade die Neue Seehütte, unmittelbar bei den Ausstiegen der Preinerwand-Touren gelegen, liebte er für die Möglichkeit, in der Normalität und Anonymität »unterzutauchen«. In diesem traditionsreichen Schutzhaus, das keine Übernachtungsplätze bietet, hatte er seinen Platz direkt in der Küche. Er genoss das bunte Treiben, den Humor und die oft derben Scherze der anderen Kletterer, den Austausch mit Gleichgesinnten. War Not am Mann, servierte er – unerkannt – den Gästen Speisen und Getränke. Bekam er Trinkgeld, brachte ihn das in Verlegenheit. Hier erfüllte sich Frankl eine tiefe Sehnsucht: Teil des einfachen Lebens zu sein.

»Ich glaube, dass er die Rax gebraucht hat«, sagte sein langjähriger Kletterpartner Fritz Zawadil retrospektiv über Frankls Leben und ihre gemeinsame Zeit auf dem bekannten Wiener Hausberg. Zwar war der »Sinnsucher« bergsteigerisch auch in viel spektakuläreren Klettergebieten der Welt unterwegs – von den Dolomiten in Italien über den Tafelberg in Kapstadt bis zum amerikanischen Yosemite Valley. Aber für die pure Hingabe an seine Sache, für das Verstehen ihrer Essenz, waren Status, Namen und Schwierigkeit von Bergen nicht die entscheidende Kategorie. Vom Sinn des Lebens und vom Glück als Nebeneffekt kann man sich überall finden lassen, vor allem beim Klettern. Auch und vor allem auf der Rax.

Im Nachstieg Frankls

Rax

Zugang: Von der Autobahn A2 beim Knoten Seebenstein abfahren und weiter über Gloggnitz bis nach Hirschwang an der Rax. Mit der Seilbahn auf das Plateau und von dort bis zu der Preinerwand bei der Neuen Seehütte (2 Stunden) wandern.
Beste Jahreszeit: Frühjahr, Sommer und Herbst; die Kletterrouten sind südwest- und westseitig gelegen.
Empfehlenswerte Routen: Drei-Enzian-Steig (3), Malersteig (3-), Westweg (3+), Direkte Preinerwandplatte (5)


A1
St. Pölten
WIEN
A21
Niederösterreich
RICHTERWEG
Schneeberg
A2
Wr. Neustadt
Burgenland
S6
Steiermark

Der Schneeberg oder die Weltsicht der Wirklichkeit

»Wie froh ist doch der Kletterer, wenn er in der Wand eine schwierige – eine noch schwierigere – Variante findet.«

Viktor Frankl

Warum steigen wir auf Berge? Auf diese Frage gibt es vermutlich ebenso viele Antworten wie Menschen. Jeder hat seine Prägung, seine Geschichte, seine Erfahrungen und Sehnsüchte, sein persönliches Warum. So individuell unsere Motivationen sind, das Gebirge als Sehnsuchtsort zu erwählen, so sehr erliegen wir dort einer kollektiven Faszination: Die alpine Natur beschenkt uns mit einem Reichtum an Perspektiven wie kein anderer Ort dieser Welt.

So gesehen, ist jede Tour eine Aussicht auf Einsicht. Die geistige Annäherung an einen Berg geschieht zunächst durch die Betrachtung des großen Ganzen, so, als schauten wir auf ihn durch ein Fernglas. Zur Einstimmung studieren wir Abbilder: aus günstigen Blickwinkeln der Totalen aufgenommene Fotos, Landkarten oder topografische Beschreibungen bestimmter Routen. Sie erzeugen in uns Bilder, die uns, um es mit Reinhold Messner zu sagen, immer wieder zur selben Entscheidungsfrage führen: für mich möglich oder unmöglich? »Selbsteinschät-

zung« nennen wir die innere Hochrechnung, die tatsächlich nur eine Schätzung, ein hochkomplexer Vorgang unserer Wahrnehmung ist. Wir gleichen die wenigen abstrakten Informationen wie Gipfelhöhe, Länge und Schwierigkeitsgrad einer Aufstiegsvariante mit unserem Erfahrungswissen ab – und entscheiden uns auf Basis dieser Parameter, ob eine Tour für uns machbar ist oder nicht. Doch die Landkarte ist nicht das Gebiet, wie wir seit Alfred Korzybski, dem Begründer der Allgemeinen Semantik, wissen. Im Leben und im Besonderen für das Bergsteigen gilt: Unsere Welt der Sprache und Symbole ist nur eine Abstraktion der realen Erfahrungswelt da draußen – und niemals mit ihr identisch. Wie wir also einen Berg einschätzen, den wir gar nicht kennen, und wie wir uns zu ihm in Bezug setzen, das ist nur die innere Landkarte. Es ist deshalb wichtig, schon beim mentalen Kartografieren für ein bevorstehendes Bergabenteuer eine möglichst hohe Übereinstimmung zwischen der eigenen Vorstellung und der äußeren Wirklichkeit zu finden. Wir sehen also: Auch beim Bergsteigen kommt es auf unsere Weltanschauung an. Viktor Frankl erachtete die persönliche Weltsicht der Wirklichkeit für einen bedeutenden psychohygienischen Faktor bei Menschen, denn sie zeichnet die inneren Landkarten, wie wir unsere Erfahrungen interpretieren und einordnen. Woraus folgt, wie sehr der Alpinismus auch in diesem Punkt als Lernraum für das Leben dient: Weder eine zu skeptische noch eine zu naive Weltanschauung sind eine gute Voraussetzung. Bei zu großer Skepsis erlebt man weder auf dem Berg noch im Leben große Momente, bei zu großer Naivität bringt man sich unnütz in Gefahr. Der gute Mittelweg verläuft zwischen positiver Grundeinschätzung und Wirklichkeitsnähe.

Als wir im Nachstieg Viktor Frankls zu unserer fünften Tour an der Reichenauer Seite des Schneebergs unterwegs sind, zweifeln wir nicht an der Machbarkeit unseres Vorhabens. Behangen mit den Versatzstücken des modernen Alpinkletterns – mit Gurt, Helm, Seil, Express-Schlingen, Klemmkeilen und Kletterschuhen –, gehen wir von einem unscheinbaren Parkplatz im Höllental am rechten Ufer der Schwarza los. Wir wollen zum »Richterweg«. Der traditionsreichste Anstieg der Stadelwand ist mit langen, spektakulären Routen gesegnet und gilt als Evergreen am Alpenostrand: 1914 ist diese Linie erstmals durchstiegen worden, 1942 wurde bereits ihre tausendste Begehung vermeldet. Wir fühlen uns nicht als Pioniere, während wir dem Zustieg, einem einsamen, aber gut ausgetretenen Pfad durch den Wald, folgen. Er führt vorbei an mächtigen Buchen, windet sich um vermooste Steinblöcke aller Größen und Formen: Der enge Talschluss könnte ein Originalschauplatz für die Verfilmung von »Herr der Ringe« gewesen sein. Zudem sind wir die Einzigen an jenem sonnigen Freitag, die sich auf den Weg zu den Wänden machen. An diesem heutigen Freitag, dem 26. Juli 2019, ist es auf den Tag genau 93 Jahre her, dass Viktor Frankl hier in der Gegend unterwegs war, konnten wir recherchieren. Vielleicht ja sogar auch auf diesem Weg zur Stadelwand? Jedenfalls ist er im »Weichtalhaus« der Wiener Naturfreunde, dem traditionellen Basislager für Kletterer im Höllental, eingekehrt und hat dort eine Ansichtskarte erstanden. Sie zeigt die Schutzhütte in vergilbtem Schwarzweiß, und auf ihr ist handschriftlich das Datum »26. VII 1926« vermerkt. Die Karte ist ein Glücksfall, denn sie ist eines der raren alpinistischen Originaldokumente, die im Familienarchiv erhalten geblieben sind.

Die Stille des Zustiegs wird nur durch metallische Geräusche unserer Ausrüstung untermalt, mit etwas Fantasie klingen wir wie ein Windspiel auf vier Beinen. Wanderer verschlägt es kaum zur Stadelwand. Von hier aus auf den Gipfel des Schneebergs zu marschieren, ist möglich, aber unnötig weit, viel zu steil und daher viel zu mühsam. Angenehm breite Wege wie auf der Rax, wo man sich teilweise wie auf einem Golfplatz fühlt, fehlen hier ebenso wie eine Berghütte, die etwas Entspannung ins eindrucksvolle Naturerlebnis bringt. Die Stadelwand ist eine Freiluft-Kletterhalle ursprünglichen Zuschnitts, eine antike Felsarena, die Geschichten aus sämtlichen Klettererepochen kennt.

Als wir aus dem schattigen Wald heraustreten, öffnet sich der Bühnenvorhang dieses alpinen Amphitheaters. Oberhalb der Schotterbänke ragen fünf der Wand vorgelagerte Pfeiler in den Himmel. Dem Wow-Effekt folgt die Frage aller Fragen: Welcher dieser Türme ist jetzt bitte unserer? Also, wo genau ist der Richterweg? Die Landkarte ist eben nicht das Gebiet, das sie abbildet, und das Gebiet ist hier auch nicht mit fürsorglichen Wegmarkierungen zur sicheren Orientierung versehen, wie man es auf Wanderstrecken in den Ostalpen sonst voraussetzen darf. Zur vorbereitenden Kartografie des Kletterers gehört auch das nahezu geheimbündlerische Wissen um die konkreten Einstiegspunkte in die eigentliche Tour. Das dritte Schotterfeld, an dessen Scheitelpunkt wir ihren Beginn vermuten, ist so lang wie steil, dass man es am besten gleich im Kriechgang bewältigt. Sieht zwar lustig aus, aber nach längerer Suche müssen wir uns schweißüberströmt eingestehen, dass der Richterweg nicht dort ist, wo wir ihn vermutet haben. Die weitere Suche nach dem Einstieg sollte uns an diesem Tag noch fast genauso viel Schweiß abverlangen wie die Tour im vierten und fünften Schwierig-

keitsgrad selbst. Und uns einmal mehr ein Phänomen bewusst machen, das so typisch für den Alpinismus ist: Den Berg, auf den wir gehen, können wir letztlich nicht sehen.

Sobald wir einer Tour näherkommen, spätestens, wenn wir mittendrin sind, verändert sich im Fernglas unserer Wahrnehmung auch die Brennweite und damit die Perspektive auf das große Ganze. Schritt für Schritt treten wir in die alpine Wirklichkeit ein und nehmen den Berg, den wir vorab in seiner Gesamtheit studiert haben, plötzlich nur noch als Ausschnittvergrößerung in Nahaufnahme wahr. Jeder Schritt, jeder Tritt, jeder Griff am Fels wird zum hochaufgelösten Fragment. Der perspektivische Wechsel vom Panoramablick zur Mikroskopaufnahme vollzieht sich fließend und begleitet uns auf der inneren Reise näher zu uns selbst. Der Atem ist unser Taktgeber für eine wundersame Wandlung, die gleichzeitig Vitalisierung und Harmonisierung bewirkt. Entlang der Windungen eines Zustiegswegs, der sich verändernden Vegetation und Landschaft gehen wir immer mehr in der Umgebung auf. Die Luft wird dünner, die Gedanken werden klarer, freier. Die Rumination, das Grübeln über Missgeschicke, Ängste und Sorgen in unserem alltäglichen Leben, lässt nach und löst sich schließlich völlig auf. Trotz Anstrengung sind wir beim Bergsteigen von einer inneren Zuversicht getragen, weil wir ständig Belastendes unter uns lassen – und irgendwann ganz hinter uns wissen. Wir werden Teil dieses größeren Zusammenhanges, in dem wir uns selbst vergessen. Es ist ein stetes Hineinsinken in die Selbsttranszendenz, wie Viktor Frankl diesen Zustand als Logotherapeut benannt und als Bergsteiger immer wieder selbst erlebt hat. Auch bei uns tut sich jene nach innen zentrierende Perspektive auf. Frankl hatte deren Wirkung gerne anhand des Sehvorgangs beschrieben: Das ge-

sunde Auge sieht sich selbst nicht. Es ist nur dann gesund, wenn es von sich absieht. Tauchen aber Wölkchen, Schatten oder Punkte in unserem Blickfeld auf, so stimmt etwas mit dem Auge, mit unserem Fernglas in die Welt, nicht.

Mit unseren Augen ist alles gut. Den Einstieg in unsere Tour sehen wir trotzdem nicht. Würde sich diese Szene auf dem Weg bei einem dringenden Termin in der Stadt abspielen, träte an die Stelle heiterer Erschöpfung jetzt wohl grimmiger Unmut. Gebirge aber erschaffen ein gänzlich anderes Bewusstseinsfeld. Um dessen besondere Qualität zu betreten, ist Frankl – wie die Generation an Kletterern vor oder nach ihm – in die Berge gegangen. Zwischen Wäldern und Wänden lernen wir einen positiven Umgang mit der eigenen Frustration und wir lernen, der Entbehrung ihren Wert zu geben. So löst sich beim Bergsteigen die typische Plus-Minus-Differenzierung zwischen »unangenehm« und »angenehm« auf, weil wir alles unserem höheren Ziel – dem Weg und dem Gipfel – unterordnen und uns in alles einordnen, was diesem Ziel dient. Eine wertvolle Lebensschule: Viktor Frankl nahm diese Pädagogik der Berge auch in seinen normalen Alltag mit und handelte nach der Maxime, das Unangenehme immer zuerst und genauso gewissenhaft und schnell wie Angenehmes zu erledigen. Eine nützliche Prämisse, gerade am Berg, denn die Aufgabe ist klar: Hinauf! Wir wollen sie erledigen, ohne aus inneren Bewertungen zusätzliche Hindernisse zu erfinden. Die freie Wahl der inneren Einstellung zu äußeren Gegebenheiten ist nicht nur eine Grundvoraussetzung, sondern schon ein Teil der Antwort auf die Sinnfrage des Bergsteigens, das existenziell so aufgeladen ist wie kaum ein anderer Sport. Unsere Motive, warum wir unbedingt hinaufwollen, mögen unterschiedlich sein: »Weil der Berg da ist« (wie Mount-Everest-Pionier George

Mallory meinte) oder »Weil der Grenzgang ein Selbstzweck ist« (wie Messner postulierte). Frankl brachte es so auf den Punkt: In den Bergen werden wir vom Sinn gefunden, ohne ihn suchen zu müssen.

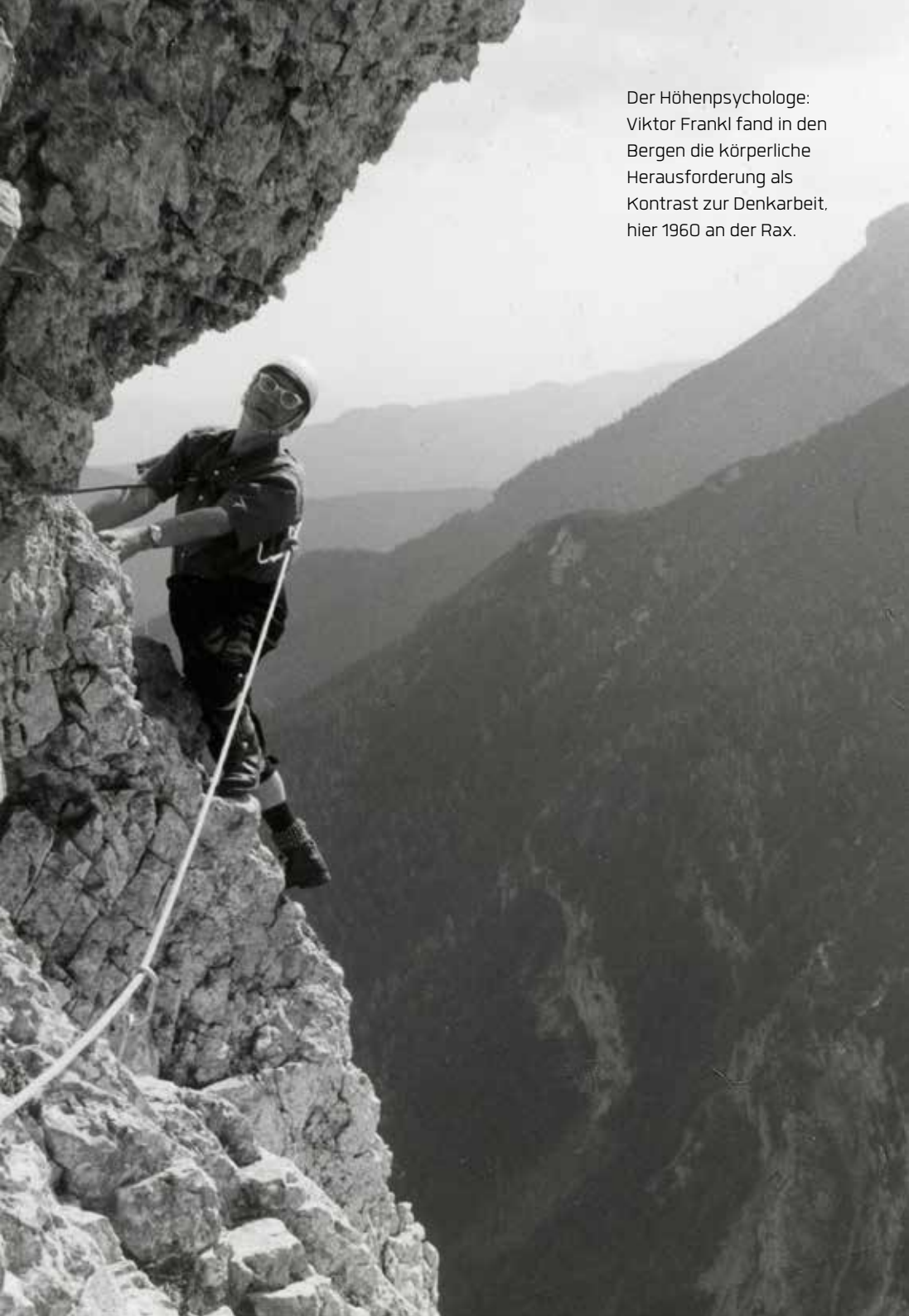
Irgendwann an diesem Freitag war sie dann plötzlich doch da, die richtige Gedenktafel an dem richtigen Baum – zwei diskrete Hinweise, dass nun endlich der richtige Pfeiler und damit diese prominente Tour erreicht waren. Okay, kann losgehen. Wir ziehen uns die engen Schuhe über die Fersen, legen die Klettergurte an, verbinden uns zu einer Seilschaft, obwohl in diesem unteren Teil des ursprünglichen Richterwegs noch keine silbernen Bohrhaken aus der Wand blitzen – ein Luxus, den Frankl und seine Klettergefährten ohnehin nicht kannten. Wählt man nicht die 2008 hinzugekommene schwerere, dafür aber modern abgesicherte Einstiegsvariante, so gilt es zum Start eine kurze Reifeprüfung abzulegen, die auch Frankl hier bestanden haben muss: Sie führt in leichter, aber freier Kletterei über den Wandfuß in einen trichterförmigen, mit Geröll gefüllten Kessel. Die Weltsicht der Wirklichkeit braucht hier durchaus Herz und Fokus, Zögern zieht nicht in diesen ersten Felspassagen, die auf den fast 300 Höhenmeter langen, begehrten Grat führen.

Dann wird die Linie eindeutig. Die Stadelwand mit ihren Routen und Varianten gerinnt in einer Spur von Tritten, Griffen und Felsstrukturen. So unterschiedlich und einzigartig sie in Form und Charakter sind, bilden sie doch eine logische Abfolge in der vertikalen Bewegung. Je höher die Schwierigkeit einer Tour, desto zwingender die Kombinationen, desto größer die Ausschnittvergrößerung der einzelnen Sequenzen, die zentimeterweise wie ein geheimer Code im Fels entschlüsselt werden. Alles außerhalb unseres Fokus, auch das, was vielleicht noch

aus dem Alltag überdauert hat, verliert seine Kontur endgültig in der Unschärfe der Bedeutungslosigkeit für den Moment.

Die Schlüsselstellen dieses Klassikers, wie etwa die Richterplatte, machen deutlich, dass der Untertitel unseres Buches wörtlich zu nehmen ist: Viktor Frankl ist hier in den 1920er-Jahren und nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wohl nicht anders gestiegen als wir heute. Er hat kaum anders gegriffen und in den kniffligen Passagen wohl dieselben Tritte benutzt. Genau wie wir musste er auf dieser ausgesetzten Tour mitunter wohl die Trotzmacht des Geistes bemühen und hat hier ganz ähnliche Momente des Respekts, des Stolzes und der Freude erlebt. Diese Verbindung über Raum und Zeit hinweg wird lebendig, wenn wir Routen früherer Generationen von Kletterern nachsteigen – Klettern ist auch eine Erfahrungsseilschaft im weitesten Sinn.

Kaum verändert hat sich in den vergangenen Jahrzehnten auch der Blick hinüber zur Rax, die vom Richterweg mit jedem vertikalen Meter weiter aus dem Boden wächst. Das dunkelgrüne, felsdurchsetzte Plateau, das Frankl so geliebt hat, wird vom Schneeberg aus sichtbar und mit ihm die Abbrüche ins Höllental und die schroffen Lechnermauern. Die beiden Gebirgsstöcke stehen einander gegenüber, als blickten sie einander tief in die Augen. Zwar war Viktor Frankls Lebens- und Lieblingsberg ganz klar die Rax, und dort hat er auch den viel größeren Teil seiner Zeit verbracht, was er von dort aus jedoch sah, war stets ihr imposantes Pendant auf der anderen Seite des Höllentals: der Schneeberg auf Reichenauer Seite. Von Frankls erhabener Perspektive vis-à-vis wirkt er sanft, und er bot die alpine Kulisse für meditative Wanderungen zwischen seinem Dauerquartier in der Bergstation der Rax-Seilbahn, dem Ottohaus und der Preinerwand.



Der Höhenpsychologe: Viktor Frankl fand in den Bergen die körperliche Herausforderung als Kontrast zur Denkarbeit, hier 1960 an der Rax.

Der Schneeberg hatte, bis Landvermesser am Anfang des 19. Jahrhunderts zuverlässigere Daten lieferten, kraft seiner Wucht als einer der höchsten Berge der Monarchie überhaupt gegolten. Die monumentale Komposition aus Felsrinnen, Graten und Schneefeldern, die den 2076 Meter hohen Kalkstock oft bis in den Sommer hinein begleiten und von Weitem sichtbar sind, fesseln den Blick auf Puchberger Seite seit jeher. »Da steht er, der Schneeberg, so mächtig und weiß – aus Felsen die Krone, das Stirnband von Eis«, hatte der Dichter Franz Grillparzer sein Staunen einst in Worte gefasst. Nicht nur auf Maler und Literaten übte das majestätische Massiv eine Faszination aus, sondern auch auf Majestäten der Habsburger Monarchie hatte er eine starke Anziehungskraft: Schon 1574 entsandte Maximilian II. seinen Arzt und Hofbotaniker Charles de l'Écluse als ersten namentlich erwähnten Besteiger auf den Schneeberg. Und an die beiden Besteigungen von Kaiser Franz I. erinnert der Kaiserstein, mit 2061 Metern die zweithöchste Erhebung. Erzherzog Johann ließ in dieser Phase übrigens eine erste behelfsmäßige Hütte auf dem Plateau errichten.

Pioniere wie Joseph August Schultes, Franz Xaver Embel und Alois Schmidl brachten Anfang des 19. Jahrhunderts lebendige Erfahrungsberichte vom Berg. Das Gros der Besteigungen fand von Reichenau aus statt, da sich der Ort über die Südbahnstrecke und Gloggnitz von Wien aus schon früh leicht erreichen ließ. Dazu kam, dass Erzherzog Carl Ludwig 1872 das in Reichenau gelegene Schloss Wartholz zum Sommersitz der kaiserlichen Familie machte. Der Ort, der den Blick auf die Rax richtet und die viel weniger spektakuläre Südseite des Schneebergs zeigt, zog fortan geistige Eliten, Künstler und Adel an. In Reichenau entstanden ganze Villenviertel, die Sommerfrische boomte. Auch

Sigmund Freud zählte Ende des 19. Jahrhunderts zu den illustren Gästen. Sogar seine allererste Psychoanalyse-Sitzung ging von hier aus später als Fallstudie in die psychotherapeutische Weltliteratur ein: der »Fall Katharina«. Die Tochter der Pächterin des Ottohauses offenbarte Freud damals ihre Ängste.

Hat der Umstand, dass sein frühes Vorbild Sigmund Freud Dauergast auf der Rax war, Viktor Frankl bei der Wahl seines alpinen Basislagers beeinflusst? Lag es daran, dass er seine ersten hochalpinen Klettererfahrungen als junger Student hier gemacht hat? Oder ist die Preinerwand, verglichen mit den Grat-Routen, die von Puchberg aus auf den Schneeberg führen, einfach nur das bessere Klettergebiet? Sein Motiv lässt sich aus heutiger Perspektive nicht mehr eindeutig nachvollziehen. Puchberg hatte den großen Schneeberg-Blick, war an die Eisenbahnverbindung von Wien aus über Wiener Neustadt angekoppelt, und die Zahnradbahn führte bereits seit dem Jahr 1897, also 30 Jahre vor der Rax-Seilbahn, auf den Hochschneeberg. Mit den Orten am Fuße der Rax konnte es als Sommerfrische-Ziel dennoch nicht mithalten. Daran vermochten selbst Schneeberg-Besuche von Kaiser Franz Joseph I. und anderer Honoritäten der Monarchie, unter ihnen auch Minister Joseph Maria von Baernreither, dessen persönlicher Sekretär Frankls Vater Gabriel gewesen war, nichts zu ändern. Der Schneeberg lässt mondänen Charme vermissen. Visionäre Pläne aus den 1930er-Jahren, wie der Bau einer Horizontal-Seilbahn über das Höllental, die Rax und Schneeberg miteinander verbunden hätte, und die Bewerbung für Olympische Winterspiele wurden nie realisiert. So ist der Schneeberg bis heute vornehmlich Ziel für Tagesausflügler und die Stadelwand in seinem Hinterhof ein elitärer Treff für Kletter-Individualisten geblieben.

Je mehr wir an ihrer Außenkante an Höhe gewinnen, desto endloser scheint der Richterweg zu werden: Eine Rampe folgt auf die nächste, dazwischen Bäume mit kurzem Gehgelände, ein Plateau ist trotzdem nicht in Sicht. Stattdessen ein weiterer Felsabschnitt und danach erneut ein Aufschwung. Wir tanzen uns schwindlig an der herrlichen Kalksäule, die Kletterern seit mehr als 100 Jahren so viel Freude macht. Der namensgebende Erschließer hat sich nicht nur hier, sondern auch einige Felsrippen weiter mit der »Richterkante« ein steinernes Denkmal gesetzt. Diese Route, etwas anspruchsvoller als der Richterweg, wurde durch eine Sanierung im Jahr 2002 vom Staub der Zeit befreit und wird seitdem wieder von den Kletterern geliebt. Denn nicht nur das Wie des Kletterns – ob man sich an Haken hochzieht oder diese nur zur Sicherung verwendet beispielsweise – änderte sich über die Jahrzehnte, auch das Image der Touren selbst unterliegt Zeitgeisterscheinungen, die sich aus den sich verändernden persönlichen Präferenzen wie Routenführung, Schwierigkeit und Gesteinsqualität ergeben. In diesem Bereich zieht auch der 220 Meter lange Reifweg nach oben, dessen Erstbegehung durch Frankls alpinen Mentor im Jahr 1920 stattfand. Angesichts der tiefen Verbundenheit der beiden darf davon ausgegangen werden, dass die beiden Männer die Route auch als Seilschaft erlebt haben. Für die heutigen Kletterer spielt die mit dem oberen vierten Schwierigkeitsgrad bewertete Linie keine Rolle mehr – zu lang ist der Weg dorthin angesichts der mäßig lohnenden Kletterstellen, die geboten werden. Zu hoch ist der Anspruch. Die Karawane ist weitergezogen zu den modernen Routen in der Vorderen Stadelwand. Der vorgelagerte Wandteil, der erst in den letzten Jahrzehnten konsequent erschlossen worden ist, punktet mit einem kürzeren Zustieg, besserer Absicherung und einem

festen Fels, der durch die vielen Begehungen bis auf Weiteres auch vegetationsfrei bleiben sollte.

Ein weiterer, schon von Frankl geliebter Oldie-but-Goldie ist hingegen der »Stadelwandgrat«. Schon seit 1899 hält er sich beständig in den alpinen Charts: Elegant ist seine Linienführung, die ein Architekt nicht gefälliger hätte skizzieren können, moderat die Schwierigkeit – geklettert wird maximal im dritten Grad –, verführerisch der feste, weißlich schimmernde Fels. Die Route setzt zudem genau dort an, wo der Richterweg endet. Reiht man beide aneinander, macht das in Summe eine 450 Meter lange Tour, die einmal mehr das Gefühl bestärkt, über die Stadelwand könne man direkt in den Himmel steigen. Wir gehören an diesem Freitag allerdings nicht zu den Glücklichen, die das tun: Angesichts einer merklich sinkenden Sonne zwingen wir uns, aus der Trance des Steigens und Greifens herauszutreten und es für heute gut sein zu lassen. Ja, hätten wir bloß den Einstieg nicht so lange gesucht! Aber diese Wenn-dann-Schleife ersparen wir uns. Der Konjunktiv war noch nie ein guter Seilgefährte und die Brechstange kein brauchbares Werkzeug in alpinen Gefilden.

Den Richterweg verlassen wir über den letzten u-förmigen Einschnitt, klettern ab und queren hinunter zu einem Felsbalkon. Das weiche Licht lädt die Landschaft mit warmen Rottönen auf und macht uns still. Das Höllental und die Rax kommen ins Blickfeld. Und wieder ist der Berg, den wir sehen, nicht der Berg, auf dem wir stehen. Schon ist der nächste Gipfel felsgewordener Ausdruck unserer neuen Sehnsucht. Wir passieren windzerzauste Föhren, die wie trotzige Zen-Meister am Wegesrand ausharren. Sie sind stumme Zeugen für die Scharen an bergbegeisterten Passanten, die hier über die Jahre gekommen und gegangen sind und sich an den Pfeilern, Platten und Wänden des

Schneebergs versucht haben, die gelacht und gescherzt haben, begeistert oder verzweifelt waren und nach einer gelungenen Route – wie wir – bereits von den nächsten Abenteuern geträumt haben.

»Der Sportler, etwa der Kletterer, der sich Aufgaben sucht, schafft sich die Schwierigkeiten sogar selbst: Wie froh ist doch der Kletterer, wenn er in der Wand eine schwierige – eine noch schwierigere – Variante findet«, sagte Viktor Frankl bei einer Vortragsreihe im Jahr 1946 an der Volkshochschule in Wien-Ottakring. Das Aufstrebende – im Tun und im Denken – ist die Urmotivation der Bergsteiger. Dieses symbolische »Mehr« ist der nächste Schritt zum Gipfel, genauso wie das Sich-hingezogen-Fühlen zu einer nächsten Herausforderung, einem höheren Berg, einer schwierigeren Route oder einer kniffligeren Stelle im Fels. Die Vertikale bringt uns in ein permanentes Spannungsfeld zwischen dem Wunsch, unserem inneren Impuls zu folgen, höher hinaus und hinauf zu streben, aber auch – im Sinne des fernöstlichen Ideals – das Glück im Moment sehen und finden zu können.

Wie ist der »Sinnsucher« Viktor Frankl mit dem scheinbaren Widerspruch umgegangen? Hätte er an solch einem Tag dafür plädiert, den Stadelwandgrat auch noch »mitzunehmen«? Oder wäre er – wie wir – mit dem »Richterweg« als Erlebniswert zufrieden gewesen? Frankl scheint nicht nur als Mensch, sondern auch als Alpinist viel Augenmaß gehabt zu haben. Laut Alfried Längle, einem seiner langjährigen Mitarbeiter, sei ihm immer wichtig gewesen, dass er bei seinen Bergtouren »bis an den Rand der Erschöpfung« kam. In dieser Formulierung verbirgt sich auch Frankls Dringlichkeit in eigener Sache, einen Balanceausgleich zwischen seiner unermüdlichen Denkarbeit und einer

körperlichen Anstrengung zu schaffen. »Ich glaube, der Viktor hat die Herausforderung gebraucht«, bestätigte uns auch Elli Frankl. »Er ist sonst den ganzen Tag hier in der Wohnung gesessen, hat immer nur gearbeitet, immer nur geistig gearbeitet.«

Die physische Erschöpfung, das Ausreizen körperlicher Kapazitäten auf dem Berg, war für Frankl der gelebte Ausdruck seiner tiefen therapeutischen Überzeugung, dass der Mensch nicht nur nach Spannungsfreiheit sucht, sondern, im Gegenteil, auch dynamische Anspannung, gesunden Stress, für seine seelische Ausgeglichenheit braucht. Entsprechend ausgewogen war auch seine Routenwahl vom Drei-Enzian-Steig bis zum Stadelwandgrat: für ihn gut machbare Felslinien, die ihn körperlich forderten, denen er aber dank seiner langjährigen alpinistischen Erfahrung technisch gewachsen war. Um den Modebegriff zu gebrauchen: Viktor Frankl kletterte Routen, die ihn in den Flow brachten, also in die gute Mitte zwischen Unter- und Überforderung.

In unserem heutigen Verständnis des Alpinismus, das stark von Extremleistungen und großem Hang zum Hochrisiko geprägt ist, war Frankl kein Grenzgänger. Kein Adrenalinjunkie, der Gefahrenmomente suchte, um sich zu »spüren«. Und er ging auch nicht in die Wände, um sich im Tal Applaus abzuholen und für seinen Mut bewundert zu werden. Auf seine alpinistischen Leistungen verwies er stets stolz und dennoch bescheiden. Wichtiger als das Rampenlicht war ihm die therapeutische Intention, auch andere für »seine« Berge zu begeistern, sie zu inspirieren, den Wert dieses Selbstermächtigungsraumes für sich entdecken und nützen zu können. Dies tat er in seiner eigenen Familie, vor allem bei seiner Ehefrau Elli, weniger erfolgreich auch bei seiner Tochter Gabriele und seinen Enkelkindern Katharina und

Alexander. Eigentlich hätte ihn die Rax-Schneeberg-Region als Tourismus-Botschafter engagieren müssen: Frankl promotete die Berge seines Herzens auf der ganzen Welt, in seinen Vorträgen, Interviews und Publikationen, in der täglichen Arbeit mit Patienten und Klienten, in Gesprächen mit Freunden. Das Bergsteigen als Metapher auf das Menschsein, als freudvolle Aufgabe mit Hingabe, hielt Viktor Frankl zeit seines Lebens als Sinnperspektive hoch.

Besonders dankbar dafür ist ihm der Psychologe, Therapeut und Universitätsprofessor Giselher Guttmann, früher Dekan der Philosophischen Fakultät an der Uni Wien, später dann auch der Gründungsdekan der Sigmund Freud Privatuniversität. Die beiden verbanden Erstbegehungen, die ebenerdig stattfanden: Frankls erste Vorlesung als frischgebackener Universitätsprofessor 1955 war auch die allererste, die der um 29 Jahre jüngere Student Guttmann besuchte. »Ich las Logotherapie, dachte mir, interessant, das hörst du dir einmal an und war beeindruckt«, verriet Guttmann in einem Gespräch für dieses Buch. »Doch persönlich in Kontakt gekommen sind wir dann erst 15 Jahre danach, als Viktor Frankl sich an mich wandte, weil er die Logotherapie empirisch untersuchen lassen wollte.« Guttmann wählte damals Elisabeth Lukas als allererste Dissertantin zur Logotherapie überhaupt aus. Sie erfand unter anderem den Logo-Test, das ist ein psychologisches Testverfahren, das später in 14 Sprachen übersetzt und auf der ganzen Welt angewendet wurde. Das große Sampling an Befragten verdankte sie ihrem Einfallsreichtum, bei einem Volksfest einen Stand mit der Aufschrift »Was ist der Sinn des Lebens?« aufzustellen.

Aus der zunächst beruflichen Verbindung zwischen Frankl und Guttmann entstand eine enge Freundschaft. Die beiden Kol-

legen hatten mit den Bergen auch eine gemeinsame Leidenschaft. Allerdings war Giselher Guttmann seinem Vater im Wort, es beim Bergwandern zu belassen – und nicht zu klettern. Ein Onkel Guttmanns im steirischen Aflenz war ein draufgängerischer Kletterer gewesen. »Seine Seile und Felshaken haben die Neugierde in mir entfacht«, erinnert sich der anerkannte Fachmann für Gehirnforschung und Psychotherapie. Diese Geschichte hat er im Frühjahr 1968 auch Viktor Frankl erzählt, woraufhin sein väterlicher Freund und Mentor erwiderte: »Weißt was, Gisi: Morgen kommst mit mir auf die Rax, und wir gehen miteinander den Drei-Enzian-Steig.« Auf so eine Absolution hatte Guttmann gewartet: »Es war für mich der entscheidende Trigger zu meiner ganz großen Leidenschaft, die bis heute anhält. Ich bin jetzt 85 Jahre alt, und kleine Touren mache ich noch immer«, so der hochdekorierte Wissenschaftler.

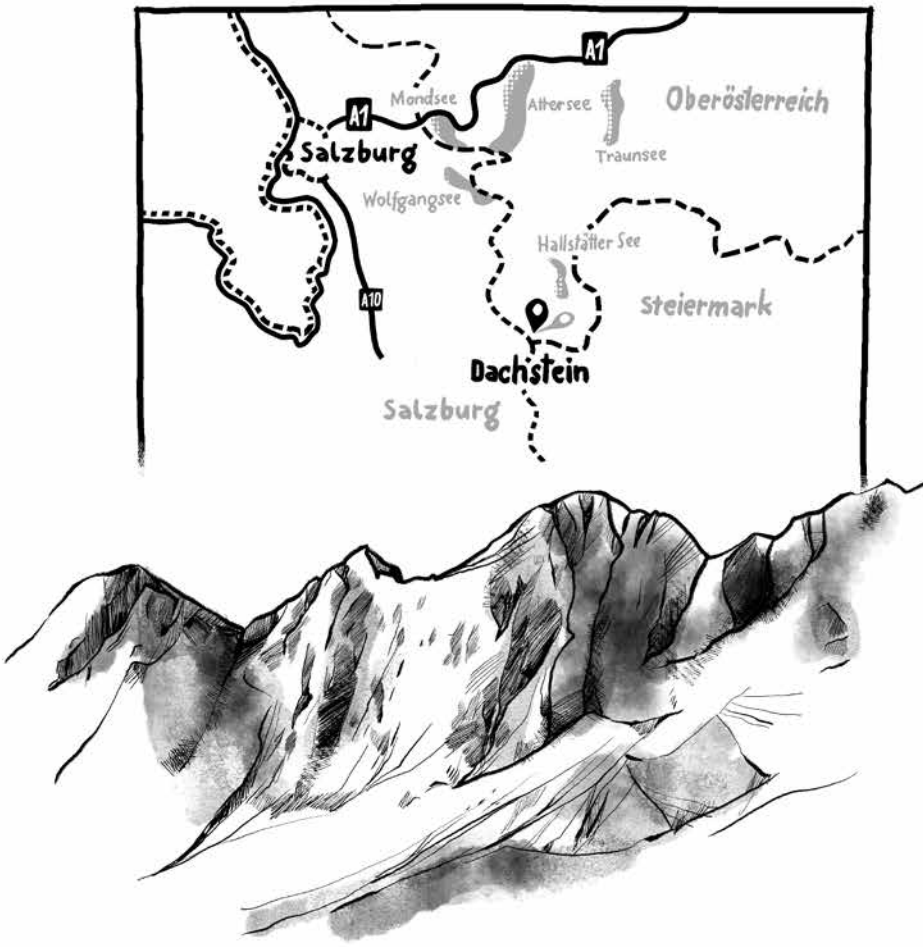
Allerdings blieb diese »Erstbegehung zur Selbstermächtigung« die einzige gemeinsame Tour, die Frankl und Guttmann je miteinander unternahmen. Die Klettererwelt von damals war klein, gut vernetzt und flexibel. So war an jenem Frühlingstag in der Preinerwand auch Fritz Zawadil mit von der Partie, ein Wiener Buchhalter und sehr guter Kletterer, der damals oft mit Frankl ging. Kennengelernt hatte er den Professor, weil er als dessen Bewunderer am Richterweg eine Visitenkarte gefunden und ihn auf Anraten von Frankls Klettermentor Rudi Reif einfach angerufen hatte. Ab dem Tag dieser Dreiertour über den Drei-Enzian-Steig kletterte Zawadil auch regelmäßig mit Guttmann, und zwar sehr schwierige, technische Touren mit Trittleitern, oft in der Stadelwand. Giselher Guttmann war prädestiniert fürs Klettern, ihm gelang noch im selben Jahr seine erste Route im sechsten Schwierigkeitsgrad. Im Rückblick sagt er: »Viktor

hat das mit etwas Wehmut zur Kenntnis genommen, dass ich mein eigenes Ding gemacht habe.«

Wie dürfen wir uns Viktor Frankl als Alpinist vorstellen? Guttmann: »Er war ehrgeizig. Und er war wirklich gut. Bei Fritz Zawadil ist er auch immer wieder im Vorstieg geklettert.« Seinem Wiener Seilgefährten Zawadil hatte Frankl zudem anvertraut, warum er keine der ihm angebotenen Dauerprofessuren in Amerika übernehmen wollte: »Die haben ja dort weder eine Rax noch einen Schneeberg.«

Im Nachstieg Frankls

Schneeberg/Stadelwand
Zugang: Von der Autobahn A2 beim Knoten Seebenstein abfahren und weiter über Gloggnitz bis zum Parkplatz beim Stadelwandgraben (nach der Hochstegbrücke) und rund 1,5 Kilometer vor dem Weichtalhaus.
Beste Jahreszeit: Frühjahr, Sommer und Herbst; die Kletterrouten sind süd- und südwestseitig gelegen.
Empfehlenswerte Routen: Richterweg (5-), Richterkante (5+), Stadelwandgrat (3), Plattenführe (4+/Vordere Stadelwand)


A1
Mondsee
Attersee
Oberösterreich
A1
Salzburg
Traunsee
Wolfgangsee
Hallstätter See
A10
Steiermark
Dachstein
Salzburg

Der Dachstein oder die Ambivalenz der Aussöhnung

»Wenn ich es mir aussuchen kann, ob mich die Leute bis Passau kennen – oder ab Passau, dann nehme ich Zweiteres.«

Viktor Frankl

Das Leben ist eine Bergtour durch viele Ebenen und abschnittsweise kein Spaziergang. Im Nachstieg der Generationen sind wir Erstbegeher auf unserem persönlichen Entwicklungsweg, im Vorstieg aller, die nachkommen. Ist unser Lebensweg vorgezeichnet? Das wissen wir nicht. Wir gehen vorausschauend und verstehen rückblickend: Schritt für Schritt bewegen wir uns über einen schmalen Grat unserer Entscheidungen, der das endlose Panorama aus Gegensätzen und Widersprüchen in uns und in der Welt durchzieht. Immer wieder geraten wir auf ihm aus dem Gleichgewicht und gewinnen dadurch an Trittsicherheit im permanenten Wechselspiel zwischen »entweder – oder« und »sowohl – als auch«. Vielleicht zieht es uns deshalb in die Berge: weil sie uns beibringen, die Ambivalenz als Bedingung des Lebens leichter zu akzeptieren.

Berge ermöglichen uns große, ja unvergessliche Momente: im ersten zarten Morgenlicht auf einem Gipfel zu stehen, den frischen Atem der Natur im Gesicht zu spüren, während wir dem

Alltäglichen entsteigen. Dort oben, in den Felsen, dort können wir über uns hinauswachsen, scheinbar Unmögliches möglich werden lassen, Schlüsselstellen meistern, innere Widerstände überwinden. Und wenn wir uns am Ziel einer erfolgreichen Tour dankbar in die Arme fallen, ist alles gut, und wir spüren, wie schön das Leben ist.

Die Berge lehren uns auch, dass unser inneres Idealbild nicht immer deckungsgleich mit der äußeren Wirklichkeit ist. Sie sind keine künstliche Studiokulisse romantisch-kitschiger Heimatfilme, in deren Abspann immer »Happy End« steht. Nie gibt es als Gegenwert zum Risiko eine Garantie für ein wohlbehaltenes Nachhausekommen. In der alpinen Natur kann sich aus dem Nichts die Sonne verdüstern und unsere Routen zu tückischen Labyrinthen machen; wir können uns im Nebel verirren, in Gewitter geraten, von Steinen getroffen werden, abstürzen oder uns wegen Nichtigkeiten mit Gefährten überwerfen. Die Historie des Bergsteigens ist voller Lehrgeschichten für das Leben. Sie zeigt, wie eng Triumph und Tragödie in jedem Moment beisammenliegen, wie glorreiche Erstbegehungen durch minimale Unachtsamkeit oder einfach »Pech« plötzlich im Desaster enden und wie Menschen – trotz ihrer Erfahrung, ihres Könnens, ihrer Umsicht, ihres Engagements, ihres Willens, ihres Optimismus – tragisch scheitern können.

Die Ambivalenz, der wir zwischen Himmel und Abgrund ausgesetzt sind, ist unmittelbarer als jene im Tal. Diese Ehrlichkeit ist es, die wir an Bergen lieben, weil sie uns die Konsequenzen unserer Entscheidungen und unseres Handelns unmittelbar rückmelden und uns so mit unserer Eigenverantwortung in Kontakt halten. Quid pro quo, dies für das: Die alpine Natur kennt und akzeptiert nur das Gesetz von Ursache und Wirkung.

Ist es kalt und wir haben keine Jacke, frieren wir. Verlieren wir uns in Gedanken und sind unaufmerksam, stolpern wir. Sind wir nachlässig gesichert und stürzen, sterben wir. So einfach ist es in den Bergen.

Haben wir unsere Tour gut geplant, ist zumindest klar, wohin der Weg führt. Wir müssen beim Klettern also »nur« den Einstieg finden, »nur« den ersten Schritt machen, und können uns dann einer bereits erkundeten Linie anvertrauen. Unsere Wahlmöglichkeiten beschränken sich auf Wesentliches. Diese Einfachheit ist eine Sehnsucht, die uns wieder und wieder in die Berge treibt. Die Variablen des Lebens sind dort oben auf unser Können, auf Wind und Wetter und das gute Zusammenspiel mit unserem Seilpartner reduziert. Klar: Auch im alpinen Kosmos müssen wir agieren, reagieren, funktionieren, wir müssen bereit sein, Risiko zu nehmen und uns manchmal bewusst dagegen entscheiden, weil unser Leben und unsere Gesundheit auf dem Spiel stehen. Doch unterm Strich sind Gefahren und Chancen in der Höhe klarer auszumachen als in unserem Alltag, wie er in zahllosen Grauschattierungen zu ebener Erde stattfindet.

Keine von Viktor Frankls Touren macht die Ambivalenz zwischen Berg und Tal deutlicher als jene durch die Südwand des 2995 Meter hohen Dachsteins. Es ist unsere sechste Destination der alpinistischen Spurensuche, und hier spüren wir eine neue, größere Dimension im Frankl'schen Alpinuniversum. Bisher fielen unsere Touren in seinem Nachstieg immer in die Kategorie »Tagesausflug auf die Wiener Hausberge«. Der Dachstein hingegen ist für uns schon eine kleine Expedition. Anreise am Vortag, um vier Uhr früh aus dem Bett, weil knappe zwei Stunden Zustieg und mehr als 20 Seillängen an Kletterei auf uns warten. Mit den Wiener Hausbergen liegt der Dachstein zwar geologisch auf

einer Linie, er überragt sie aber in der Höhe gleich um ein Drittel! Er ist der Publikumsstar unter den heimischen Bergen: Ein Beliebtheitsranking der Austria Presseagentur reiht den Dachstein zum größten unter 2000 Bergen, obwohl er gar nicht der höchste ist – auf keinen anderen nehmen Menschen in ihren Beiträgen in Sozialen Medien mit hunderttausenden Postings, Selfies und Hashtags dermaßen begeistert Bezug. Das liegt am besonderen Charisma dieses Gebirgsmassivs und an seiner Vielschichtigkeit: Ganz im Westen, noch im Bundesland Salzburg, hebt es mit der Bischofsmütze an, findet im Hohen Dachstein seine Krönung und läuft 30 Kilometer weiter im Osten mit dem Stoderzinken aus. Während im Norden, in Richtung des oberösterreichischen Seengebiets, Gletscher mit Felsgraten und ein Karstplateau bestimmend sind, bricht das Dachstein-Gebirge auf steirischer Seite, nach Süden hin, bis zu 1000 Meter tief ab. Der Gipfel des Massivs ist vom Gosaugletscher aus über den Westgrat im Jahr 1832 erstmals bestiegen worden. Um Gästen dessen Besteigung zu erleichtern, organisierte der aus Böhmen stammende, in Wien lebende Geograf Friedrich Simony, der »Dachstein-Professor«, 1877 den Bau von Versicherungen bis ganz nach oben. Verwegene Kletterer aber beschäftigte schon zu dieser Zeit vor allem die Frage, ob auch ein Weg durch die Dachstein-Südwand möglich sei.

Wer direkt vor dem Hohen Dachstein auf dem Parkplatz der Hunerkogel-Seilbahn steht, muss den Kopf weit ins Genick werfen, damit er dieses unfassbar mächtige Felsschild überblicken kann. Es sieht im Jahr 2019 wohl nicht weniger einschüchternd und fordernd aus als in früheren Zeiten. Aber es sind einfache, klare Herausforderungen, mit denen uns die Wand konfrontieren wird. Quid pro quo, dies für das, Schritt für Schritt.

In Viktor Frankls Biografie steht das so geschlossen wirkende Massiv hingegen als Symbol dafür, wie das Komplexe, Vielschichtige und Verworrene aus den Tälern und Städten auf die Berge kommt. Wie Berge Menschen auch entzweien, verletzen und gegeneinander aufwiegeln können. Dass uns Bergsteigen nämlich an sich zu besseren, geläuterten Menschen machen würde, ist eine romantische Vorstellung, die in der Realität leider nicht hält. Genauso wenig treffen einander dort nur Menschen, die ihre Liebe zu den Bergen verbindet und ihre gemeinsame Begeisterung für das Klettern im Herzen eint. So einfach war es nie, ist es nicht. Bestenfalls bieten uns Berge eine Chance, mit den Widersprüchen in uns selbst gelassener umzugehen. Am Berg fällt – und er selbst war dafür der beste Beweis – die Frankl'sche Selbstdistanzierung leichter, eine stellare Perspektive zu unserer terrestrischen Position einzunehmen. Genauso stimmt aber: Wo immer wir hingehen, nehmen wir uns selbst mit – mit allen Nöten, die wir in uns tragen, mit unseren Ängsten, Schmerzen und Zweifeln. Bergsteigen ist vieles, eine Therapie ist es nicht. Auch dafür ist der Dachstein ein Symbol.

Noch in der Dunkelheit kurven wir die Mautstraße hinauf zur Talstation der Hunerkogel-Seilbahn. Wir sehen die gigantische Wandflucht, die allein zwischen dem Torstein im Westen und dem Koppenkarstein im Osten sechs Kilometer breit ist, nur in ihren Umrissen. Im Schein der Stirnlampe sortieren wir auf dem großen Parkplatz auf 1700 Meter Höhe unsere Ausrüstung. Beim Packen sind wir akkurater als sonst, nehmen bloß das Allernötigste mit, um ja nicht unnützes Gewicht zu schultern: Vor uns liegen ein steiler Weg und ein langer Tag. Wir sprechen nicht, atmen nur im Takt dieses Meditativen, das auch Frankl so liebte, wenn er zu Klettertouren zustieg. Als wir in der kühlen Morgen-

luft die Südwandhütte passieren, herrscht drinnen noch Nachtruhe. Ein zartes Rosa am Horizont kündigt den beginnenden Tag an. Gut so, denn der Weg wird alpiner, braucht bald den Einsatz von Füßen und Händen. Den Pfad zum westlich ansetzenden »Steinerweg« lassen wir links liegen, auch der Startpunkt des »Johann« ist nicht unserer. Was hatte dieser Klettersteig durch die Südwand in den späten 1990er-Jahren doch für hitzige Diskussionen entfacht! Entweihung und Untergang des klassischen Bergsteigens waren – wieder einmal – befürchtet worden. Dank des durchgehend versicherten Eisenweges war die elitäre Dachstein-Südwand demokratisiert worden, nun konnte sie »jeder« durchsteigen. Dabei haben Elitegedanken noch nie zu etwas Gutem geführt. Und schon gar nicht hier auf dem Dachstein.

Über seine Historie lässt sich nämlich auch jene von jüdischen Bergsteigern wie Viktor Frankl im Alpenverein nacherzählen und nachvollziehen. Das Dachstein-Massiv liegt im Norden der Steiermark, im Süden Oberösterreichs, im Osten Salzburgs – aber in der Pionierzeit war die alpine Welt ein Dorf, besser gesagt: ein Wiener Vorort. Drei Studenten haben in Wien mit dem Österreichischen Alpenverein den ersten Bergsteigerverband auf europäischem Festland gegründet. Erst sieben Jahre später entstand in München, damals der alpine Kontrapart zu Wien, der Deutsche Alpenverein, 1873 kam es zur Zusammenführung beider Vereine, bis 1945. Gute jüdische Bergsteiger waren in den großen Sektionen von Anfang an vertreten. Wer meint, dass deren Ächtung und Ausgrenzung erst im Jahr des Zusammenschlusses von Deutschland und Österreich begonnen hätte oder vielleicht schon 1933 mit der Machtübernahme Adolf Hitlers, irrt. Der Keim des Antisemitismus trieb im Alpinismus schon vor der Jahrhundertwende aus: Die Akademische Sekti-

on Graz unternahm 1891 als Erste den Vorstoß, in ihren Statuten einen »Arier-Paragrafen« zu verankern, der die Aufnahme jüdischer Mitglieder verhindern sollte. Da der Zentralausschuss in Wien das nicht billigte, benannten sich die Steirer einfach in »deutsch-akademische Sektion« um, was jüdische Studenten von vornherein abhalten sollte, überhaupt um Aufnahme anzusuchen. Zunächst wurden Versuche, im Alpenverein einen »Arier-Paragrafen« festzuschreiben, von liberalen Kräften abgeblockt. Das Hadern mit dem verlorenen Ersten Weltkrieg und die Suche nach Schuldigen dafür öffneten dem antisemitischen Gedankengut jedoch wieder Tür und Tor. Aus dieser Situation heraus entstand ein Dominoeffekt der Verfemung: 1920 wurde den Alpenvereinssektionen ein Ausschluss von »Nicht-Ariern« zugestanden, viele unter ihnen – bizarrerweise vor allem solche, die ohnehin nie Juden in den Reihen gehabt hatten – machten davon Gebrauch. Als schließlich auch in der Sektion Austria, der Gründungszelle des Alpenvereins und Inhaberin der ältesten Hütte auf dem Dachstein, beschlossen wurde, die jüdischen Mitglieder auszuschließen, fiel eine große Bastion der Menschlichkeit.

Besonders unrühmlich hatte sich dabei ein gewisser Eduard Pichl als erster Vorsitzender der Sektion, hervorgetan. Dabei hätte dieser athletische Mann als Alpinist durchaus nach Viktor Frankls Geschmack sein können: Der 1872 geborene Wiener war kräftig, kühn, ein Pionier am Fels. Obwohl er erst mit 22 Jahren zum Klettern gefunden hatte, hinterließ er in praktisch jedem Gebirge, das er erkundete, ein Vermächtnis an Erstbegehungen: auf der Rax den Akademikersteig, im Gesäuse die Planspitze-Nordwand, in den Dolomiten die Langkofel-Nordkante, am Ortler den Rothböckgrat. Selbst am Mont Blanc eröffnete er einen neuen Weg vom Dôme-Gletscher. Das war die eine

Seite Edmund Pichls. Die andere war seine Verblendung. »Pichl hat im Bergsteigerleben und in den alpinen Vereinen, denen er angehört, allzeit in Wort und Schrift den deutschen Gedanken betont und gilt als einer der Hauptvertreter des deutschvölkischen Gedankens im Alpenverein.« Dieser Satz entstammt nicht dem Bericht einer Historikerkommission, nein: Pichl, als Student schlagender Burschenschafter, selbst hatte sich als Mitautor des Buches *Wiens Bergsteigertum* auf diese Weise verewigt. Wie Hitler verehrte er den Nazi-Vordenker Georg von Schönerer, verfasste über diesen eine sechsbändige Biografie und förderte deutschnationale, sogar paramilitärische Vereinigungen. Wie tief Pichl verstrickt war in seinem völkisch-rassistischen Gedankengut, zeigte sich während seiner Internierung im russischen Kriegsgefangenenlager Krasnojarsk als Soldat des Ersten Weltkrieges: Er gründete dort einen Turnverein, dem allerdings nur »arische« Kriegsgefangene angehören durften.

Unter ihm hatten Juden keine Zukunft mehr in »ihrer« Sektion Austria. Also gründeten sie die Sektion Donauland des Alpenvereins für nichtarische Mitglieder und alle, wie im Antrag stand, »die mit der Tendenz und dem Hineintragen der Politik in die alpinen Vereine nicht einverstanden sind«. Pichl reagierte postwendend: »Unsere Mitglieder mögen versichert sein, dass die Angelegenheit ›Donauland‹ nicht eher zur Ruhe kommen werde, als bis sie in unserem, also in deutschem Sinn erledigt sein werde.« Gemeinsam mit Getreuen ließ er nicht locker, gründete 1922 im Alpenverein den Deutsch-Völkischen Bund, dem sich – die Welle des Bösen baute sich immer rasanter auf – die meisten österreichischen und Münchner Sektionen anschlossen. Irgendwann hatten sich die extremistischen gegen die liberalen Kräfte im Alpenverein vollkommen durchgesetzt, die Sektion

Donauland wurde verbannt. Der Aufschrei in den Medien mit Schlagzeilen wie »Der Terror hat gesiegt« oder »Eine Kulturschande« verhallte. Auch die Mahnung von Johann Stüdl, dem prominenten Ehrenmann des österreichischen Alpinismus und Ehrenmitglied der Sektion Donauland, vom »Fluch der bösen Tat« führte zu keinem Umdenken. Ausgerechnet der eigentlich parteilose Alpenverein fungierte als ein »Vorreiter des Antisemitismus«, wie Martin Achrainer, dessen heutiger Archivar, in einer Rückschau vermerkt – die offene Aufarbeitung der ambivalenten Alpenvereinsgeschichte erfolgte erst Jahrzehnte später.

Die beschriebenen Vorkommnisse mit all ihren Verbindungen und Verstrickungen liegen lange Zeit zurück. Doch sind sie eine geistige Landkarte des Gebiets, in dem wir unterwegs sind, und geben ihm einen historischen Hintergrund.

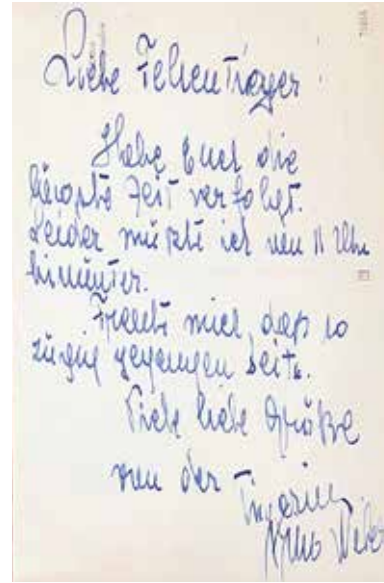
Kalt ist es hier, diese mächtige Wand hat einen kühlen Atem – selbst im Sommer. Aus dem meditativen Hinaufspazieren ist ein achtsames Zusteigen im hochalpinen Gelände geworden. Mehr als eineinhalb Stunden sind wir schon unterwegs. Passagenweise sind wir etwas langsamer gegangen, um uns immer wieder gedanklich auszutauschen und auf die biografisch-räumliche Verortung einzulassen.

Wir sind fast da. Umso mehr gilt es vorsichtig zu sein: Erst diesen Sommer hat beim Zustieg zur Südwand eine Schneebrücke unter einer guten Bekannten von uns – einer versierten Alpinistin, die alle Viertausender der Alpen bestiegen hat – nachgegeben. Tausendmal ist nichts passiert … und dann: zum Glück nur eine Platzwunde und ein paar blaue Flecken. Es gibt hier oben keine Garantie, nie. Auch die Schneefelder sind noch da und durchgefroren. Sie kennen kaum ein Sommerloch und sind tückisch. Wir holen die leichten Alu-Steigeisen aus unseren

Rucksäcken, um sicher queren zu können, und nutzen die Pause, um genau zu rekapitulieren, unter welchen Begleitumständen Viktor Frankl vor 82 Jahren diese Stelle bei seiner Dachstein-Besteigung passiert hat.

Rudi Reif ist einer von vielen ambitionierten jüdischen Bergsteigern, die vom antisemitischen Schwenk des Alpenvereins persönlich betroffen waren. Entmutigen ließ er sich davon nicht. Nach dem politischen Verbot der Naturfreunde 1934 während des Austrofaschismus wechselte auch Frankl in den »Alpenverein Donauland«, der seit 1925 Rückzugsort und alpinistisches Exil für Alpinisten in der Heimat war. Dort tat Rudolf Reif hauptberuflich genau das, was er schon in der vormaligen Sektion Donauland getan hatte: Er gab dem Zusammenschluss von Bergbegeisterten über einen starken Geist der Gemeinschaft den Charakter einer Verschworenheit. Er bot Kletterkurse an, gründete eine Vereinigung für Hochtouren und unternahm mehr als 100 Sektionstouren pro Jahr.

Wie die Auswertung der Tourenbücher aus seinem Nachlass ergab, war Reif 1927, 1928 und Anfang Oktober 1937 auf dem Dachstein gewesen. Für die Rekonstruktion relevant ist der Herbst 1937: Die Dachstein-Tour, auf die sich Viktor Frankl in der Auflistung alpinistischer Höhepunkte immer wieder bezog, kann nur zu einem Zeitpunkt stattgefunden haben, als er bereits als Facharzt am Steinhof arbeitete, in der Wohnung seiner Schwester eine Privatordination eröffnet hatte und Bergführeranwärter war. Uns fehlte nur lange das letzte Puzzlestück, wir wussten nicht, welche Tour genau die beiden gegangen waren: den 850 Meter langen Direktdurchstieg der Südwand, den die Ramsauer Brüder Georg »Irg« und Franz Steiner im Jahr 1909 geschafft hatten, oder den kürzeren und leichteren Weg durch



Tour der Ambivalenz: Auf dieser Postkarte ist der »Pichlweg« durch die Dachsteinsüdwand eingezeichnet, den Viktor Frankl 1937 mit Rudi Reif geklettert ist.

den Ostteil der Wand? Auf der Suche nach Informationen fand Alexander Vesely, der in den USA lebende Filmemacher und Enkelsohn Viktor Frankls, eine alte Dachstein-Postkarte ohne Datum. Dafür hatte sein Großvater darauf die Route eingezeichnet, die er 1937 im Rahmen seiner Bergführerausbildung mit Reif geklettert war. Wieder zeigt sich die Ambivalenz der Alpingeschichte: Auch der zweite Klassiker durch die Dachstein-Südwand ist nach seinem Erstbesteiger benannt – nach Eduard Pichl.

Das mussten wir erst einmal sacken lassen. Die ausgegrenzten jüdischen Bergsteiger Viktor Frankl und Rudi Reif wählten ausgerechnet jenen Weg, den der erbitterte Antisemit eröffnet hatte? Das wirft natürlich Fragen auf: War Frankl damals – wie man heute sagen würde – so »schmerzbefreit«? Gab es 1937 das

heute gängige Verständnis politischer Korrektheit nicht, eine Tour, die einem deklarierten Gegner zugeordnet war, selbstverständlich *nicht* zu gehen? Die Tour des Wiener Bergsteigers, den nichts mehr umzutreiben schien, als jüdische Alpinisten aus den Bergen zu jagen? Nun: So einfach ist es nicht und war es nie. Viktor Frankl, mit seinem differenzierten altruistischen Blick auf Menschen und ihre seelischen Ambivalenzen mit Stärken und Schwächen, hätte auf solche Fragen wohl nicht knapp mit »Ja« oder »Nein« geantwortet – sondern das »Sowohl-als-auch« gesehen. Möglicherweise hätte er sogar Positives zu Pichl ins Treffen geführt: Immerhin hatte der zu verhindern geholfen, dass nach dem Ersten Weltkrieg Bergsteiger dauerhaft aus dem Rax-Schneeberg-Gebiet ausgesperrt worden waren – was auch Frankl persönlich hart getroffen hätte. Oder Pichls Idee, ehemalige Frontsteige in den Karnischen Alpen als touristische Wege zu nutzen – der beliebte Karnische Höhenweg existiert bis heute. Oder seine alpinistische Lebensleistung insgesamt. Was Viktor Frankl auch immer durch den Kopf gegangen sein mag, als er mit der »Randkluft«, wie wir heute, den Einstieg zum Pichlweg erreicht hatte, er verzichtete offensichtlich auf jede Geste der Aversion, ließ Pichl Pichl sein – vielleicht nach dem Motto: Was kann die Wand für ihren Erstbesteiger? Stattdessen bezog er sich auf den Sinnhorizont, der nun vor und über ihm lag, auf die Tour gemeinsam mit Rudi Reif.

Die startete gleich mit der Schlüsselstelle, einer Rissstruktur im vierten Grad, die wir komplikationslos meistern. Wir lösen damit die Eintrittskarte für genussvolle Seillängen, die dritte führt durch den »Schwarzen Kamin«, wieder so eine Analogie. Gut fünf Stunden werden wir mit den 700 Höhenmetern beschäftigt sein. Die Sonne ist mittlerweile auf unserer Seite und

wärmt den rauen Dachsteinkalk. Rund 120 Meter haben wir in der Vertikalen zurückgelegt, als wir in den »Pichlkessel« gelangen. Wir müssen uns jetzt auf die Linie konzentrieren. Hier wird die Tour ein wenig zu einer Rätselrallye für Erwachsene, und die Navigation erfordert Einfühlungsvermögen. Wir rasten, halten inne und blicken uns um. In dieser mächtigen Wand fühlt man sich sehr ausgesetzt und sehr geborgen zugleich. Was haben Frankl und Reif hier gesehen? Und was hat Pichl hier bewegt, als er mit 29 Jahren diese Route als Erster ging? Den pensionierten Hofrat des Münzamtes vermochte die Weite der Berge zeitlebens nicht aus der Enge seiner Geisteshaltung zu befreien: »Ich blicke zurück auf ein langes Leben, und stünde ich am Anfang desselben, ich würde es wieder so leben wollen«, diktierte er in sein Testament. Zwei Monate vor Unterzeichnung des Staatsvertrags starb er am 15. März 1955 im Dachsteinhaus.

Wir bewegen uns weiter nach oben, hinauf zu diesem Wahrzeichen Österreichs. Wir sind gut in der Zeit, und es ist wenig los. Den Jausenplatz, wir sind schon weit in der zweiten Hälfte der Tour, nützen wir wieder für Reflexionen. Denn in Wahrheit erzählt diese Dachstein-Besteigung Frankls auf Pichls Spuren eine noch weitaus größere Geschichte. Österreichische Geschichte. Miteinander verbunden, bilden die alpinistisch-biografischen Bezugspunkte ein Fraktal, ein Teilelement, in dem sich das große Ganze in seinem Wesenskern widerspiegelt. Wie der Berg im Stein, der Baum im Blatt, das Meer im Tropfen, so changieren Irrungen und Katastrophen, Verdrängung und Verantwortung, Depression und Prosperität seiner österreichischen Heimat auch in Frankls Lebensgeschichte, die sich über neun wechselvolle Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts erstreckt hat. Über weite Strecken ist die größte Herausforderung dieser Heimat

die Suche nach Identität inmitten der Ambivalenz der eigenen Geschichte geblieben. Und ob es uns bewusst ist oder nicht: Daraus ist das Netz gesponnen, auf dem wir alle schwingen. Diese Ambivalenz bringt mitunter typisch österreichische Paradoxien hervor, etwa den eigenwilligen Umgang mit großen Töchtern und Söhnen. Echte Nähe zu ihnen vermag dieses Österreich – es sei denn, es handelt sich um Sänger simpler Texte oder Skifahrer – meist nur über die Distanz zu entwickeln. Sind sie entweder räumlich weit weg oder schon länger tot, dann erst öffnet sich für manche von ihnen das sentimentale rot-weiß-rote Gemüt. Bleiben sie allerdings, wie Frankl, selbst nachdem er vier Konzentrationslager überlebt und seine Familie verloren hatte, aus Liebe zur Heimat im Land, so hält es Große wie ihn auf eine subtile Weise klein. Bewusst unbewusst? Vielleicht.

Sein persönliches Schicksal als Überlebender, sein Umgang mit dem, was er in seinem Werk die tragische Trias aus Leid, Schuld und Tod nannte, verliehen Viktor Frankl Glaubwürdigkeit als Vorbild für den kompetenten Umgang mit einer schwierigen Geschichte. Trotz allem, was er durchgemacht hatte, weigerte er sich, sich selbst als stumme Anklage zu stilisieren. Er war überzeugt, dass es nach dieser historischen und persönlichen Tragödie zwischen den Extremen von Verdrängung, Verleugnung und Verachtung nur einen gangbaren Ausweg geben konnte – die Aussöhnung über den Glauben an einen höheren Sinn. Diese Weltanschauung postulierte er, publizierte er, praktizierte er. In der Welt wurde das gesehen, in Österreich nicht. Eher im Gegenteil: Für seine differenzierte Sichtweise und seine kategorische Verneinung, wonach alle Österreicher in der Zeit des Nationalsozialismus einen kaum je wieder abtragbaren Berg an kollektiver Schuld auf sich geladen hätten, wurde er von den

einen stumm ignoriert, von den anderen offen angefeindet. Denn mit Frankls Interpretation von persönlicher Integrität konnten hierzulande lange Zeit weder Täter noch Opfer umgehen. Nicht im Großen, wenn er in seinen authentischen Erfahrungsberichten beispielsweise vereinzelt von menschlichen SS-Leuten und unmenschlichen jüdischen Kapos sprach, nicht im Kleinen, wenn er seine Patienten an einen Facharzt-Kollegen überwies, wissentlich, dass dieser einmal NSDAP-Mitläufer gewesen war. Frankl sah im Menschen den Menschen, das ließ er sich als Humanist nicht nehmen. Und wenn er auf einen Menschen schaute, dann schaute er auf dessen Potenzial und nicht, wie es in der Psychotherapie lange Zeit üblich gewesen war – auf Defizite und Störungen. Das ließ er sich als Arzt und Therapeut nicht nehmen. Bei all dem war Frankl nie ein Ja-Sager, ein Diplomat oder ein Opportunist gewesen. Das ließ er sich als Mensch nicht nehmen.

Die Ambivalenz Frankl gegenüber zeigte sich deutlich, als Ärzte und Wissenschaftler nach der Besatzungszeit aus dem Exil auf ihre Posten und Lehrstühle nach Wien zurückkehrten. Frankl war keiner der Auserwählten im Kreis der Koryphäen, denen nunmehr Kliniken oder Forschungsfelder samt entsprechender budgetärer Möglichkeiten – mitunter durchaus im Sinne angemessener Wiedergutmachung – überantwortet wurden. Giselher Guttmann, langjähriger Universitätsdekan für Philosophie und Psychologie, jener schon beschriebene Frankl-Freund, der ihm die Absolution zum Klettern verdankt, schildert diesen Umstand so: »Damals wurden von den Verantwortlichen nicht nur Steckenpferde für Kollegen geschaffen, das waren mitunter Brauereirösser.« Frankl war nie Teil dieses Establishments. Er mochte Menschen, respektierte Sachkompetenz, schätzte Unterstützung – aber er verbog sich nicht und verleugnete nicht

seine Überzeugungen, nur um den Preis, irgendwo dazuzugehören. Weder als junger »Auserwählter« seiner beiden Lebensabschnittsmentoren Sigmund Freud und Alfred Adler hatte er das getan, noch irgendwann danach. Er war nie Mainstream gewesen, wie man das heute zu umschreiben pflegt, er ging seinen eigenen Weg – es blieb ihm in der Heimat auch nichts anderes übrig.

Seinen Lebensjob als Leiter der Neurologischen Abteilung in der Wiener Poliklinik hatte ihm, wie im Buch schon erwähnt, nach dem Krieg der Sozialdemokrat Bruno Pittermann verschafft. Auf Basis einer alten, persönlichen Freundschaft aus gemeinsamen Tagen in der Sozialistischen Schülerbewegung der Zwischenkriegszeit wohlgemerkt, nicht weil das offizielle Österreich ein Symbol der Wertschätzung für angemessen gehalten hätte. Die chronische Zurschaustellung kaum verhüllter Ignoranz kann mit allem zu tun gehabt haben, außer mit Frankls fachlicher Exzellenz. Denn er schuf mit seiner Logotherapie und Existenzanalyse etwas, das außer Freud und Adler in österreichischen Fachkreisen niemand vorzuweisen hatte: eine Therapierichtung, die er, gewissermaßen als Start-up für Sinn und Seele, gemeinsam mit seiner Frau Elli als One-Couple-Show zu einem Welterfolg machte.

Seine Bücher waren längst internationale Bestseller in allen Sprachen, seine Logotherapie auf allen Kontinenten bekannt, die renommiertesten Universitäten rund um den Globus verliehen ihm Ehrendoktorate, und Medien weltweit berichteten über ihn, weil seine Sinnlehre Millionen Menschen aus ihrer Sinnleere geholfen hatte. Doch selbst dann noch ließ man in Frankls Heimatstadt Wien die Arme distanziert verschränkt, anstatt wenigstens leise zu applaudieren. Dabei hätte man diesen kleinen

Mann mit seinem großen Geist wegen seiner Erfahrung und seiner Integrität gut brauchen können in dieser Republik, nicht zuletzt auch für eine probate Aufarbeitung der ambivalenten Geschichte. Doch irgendwie passte dieser große Sohn Österreichs jahrzehntelang nicht so recht in dessen kleine Raster. Als Karl Schranz 1972 in Sapporo von den Olympischen Spielen wegen eines Verstoßes gegen Werbebestimmung ausgeschlossen wurde, säumten bei seiner Rückkehr mehr als 100 000 Menschen den Ballhausplatz. Über Viktor Frankl stand vier Jahre später, am 10. November 1976, eine Punktmeldung in der Arbeiterzeitung mit dem Titel »Endlich ein Preis für Frankl«. Der mit 100.000 Schilling dotierte Preis der Donaulandstiftung war – sieht man von einer Ehrung für Volksbildung (1956) und der Verleihung des Kardinal-Innitzer-Preises der Erzdiözese Wien ab, die erste relevante Anerkennung. Seit Frankl nach dem Krieg in Wien wieder neu angefangen hatte, waren 30 Jahre vergangen.

In den 1970er-Jahren steigerte sich die öffentliche Wahrnehmung Frankls in seiner Heimat ein wenig, blieb aber im Wesentlichen auf die österreichische Wertschätzungsrichtlinie von »Nicht geschimpft ist gelobt genug« beschränkt. Und selbst das nicht immer: Über die Beweggründe von Frankls Treffen mit dem einflussreichen deutschen Philosophen Martin Heidegger wurde viel moniert, wobei dessen antisemitische Gesinnung und Nazi-Kollaboration erst vor einigen Jahren publik geworden sind. Wäre es früher der Fall gewesen, ist trotzdem die Frage, ob das Frankl jemals von einem privaten Philosophicum mit Heidegger abgehalten hätte – wahrscheinlich nicht. Er sprach einfach gerne mit Menschen auf seinem intellektuellen Niveau. So wie er auch gerne in die Berge ging, in den Schutzhütten ordinäre Lieder mitsang und einfach nur der Viktor war. So wie

er den Pichlweg auf den Dachstein nicht aus Protest *nicht* ging. Außerhalb fachlicher Diskussion vergeudete er keine Zeit fürs Rechthaben, verstrickte er sich nicht in Kleingeistiges. Frankl äußerte sich nicht politisch und verzichtete prinzipiell auf Justament-Gesten, auch wenn diese von ihm erwartet worden wären, wie das während der Waldheim-Affäre der Fall gewesen war. Als der spätere Bundespräsident während seiner Kandidatur für das höchste Amt im Staate 1986 von seiner Vergangenheit in der SA eingeholt wurde und es weltweite Protest gab, stand Frankl trotzdem zu ihm. Später nahm er das »Große Silberne Ehrenzeichen mit dem Stern« von Waldheim an, anstatt – wie es von ihm gefordert wurde – abzulehnen. War Frankl solchen Vorgängen gegenüber naiv, gleichgültig oder stand er – als denkbar unpolitischer Mensch und kraft seiner Lebenserfahrung – einfach über den Dingen? Dass sein Verhalten bei seinen Kritikern mitunter nicht gut ankam, das nahm er hin. Genauso wie den Umstand, dass das öffentliche Interesse an ihm und seiner Arbeit hier in Österreich weitaus geringer war als sonst wo. »Wenn ich es mir aussuchen kann, ob mich die Leute bis Passau kennen – oder ab Passau, dann nehme ich Zweiteres«, sagte er einmal, und ein wenig Sarkasmus klang durch.

Freilich war auch Viktor Frankl, bei all seiner menschlichen Größe und Integrität, persönlich nicht völlig frei von Ambivalenz. Von ihm das Bild des allumfassend Friedliebenden zu zeichnen, wäre zu einseitig, obwohl ihm die Fähigkeit zu hassen fehlte. Aber er konnte, ganz besonders im fachlichen Diskurs, auch streitbar sein, impulsiv und intensiv. Ein Beleg dafür findet sich beispielsweise in seiner Biografie »Dem Leben Antwort geben«, wo er an einer Stelle ausführt, was ihn motiviert hätte, eigene eigenständige Therapie zu entwickeln: »Wenn man aber

nach den letzten Ursachen und tiefsten Wurzeln, dem verborgensten Grund meiner Motivation, die Logotherapie zu kreieren, fragt, dann kann ich nur einen nennen, der mich dazu bewogen hat und unermüdlich weiterarbeiten lässt: das Erbarmen mit den Opfern des zeitgenössischen Zynismus, wie er sich in der Psychotherapie breitmacht, in dieser miesen Branche. Mit ›Branche‹ will ich das Kommerzialisierte andeuten und mit ›mies‹ das wissenschaftlich Unsaubere. Wenn die Leute vor einem sitzen, die nicht nur psychisch Leidende sind, sondern durch die Psychotherapie Geschädigte, dann greift es einem ans Herz. Tatsächlich ist der Kampf gegen die depersonalisierenden und dehumanisierenden Tendenzen, die vom Psychologismus in der Psychotherapie ausgehen, ein roter Faden, der sich durch meine Arbeiten hindurchzieht.«

So klingt kein Angepasster, keiner, der Konflikte scheut oder Gegenwind fürchtet. So klang es, wenn Viktor Frankl Klartext redete – und jede andere Sprache war ihm fremd, egal, in welcher Fremdsprache er sich artikulierte. Seine geschliffene Rhetorik, geschärft durch die Brillanz in Verknappung und Humor, eingepegelt im breiten Frequenzspektrum zwischen Enthusiasmus und Realismus, war sein mächtigstes Werkzeug. Das wusste er auch. Viktor Frankl hatte Ecken und Kanten, die Geradlinigkeit, oft Schonungslosigkeit, waren Teil seines Charakters. »Er war einer zum Gernhaben – nicht für alle, das habe ich an ihm besonders gern gehabt«, sagt Giselher Guttmann über seinen Freund. Und schildert eine Begebenheit, die sich einmal rund um den Weltkongress der Psychotherapie in Wien zugetragen hat. Frankl war damals als Keynote, als Hauptvortragender, groß angekündigt gewesen. Man schätzte, von 5000 Teilnehmerinnen und Teilnehmern aus aller Welt würde die Hälfte nur anreisen,

um den Altmeister zu hören. Doch dann passierte etwas, was dem Veranstalter einen herben Schock versetzte: Der Weltstar der Psychotherapie sagte kurzfristig ab! Daraufhin läutete das Telefon bei Giselher Guttmann, mit beschwörenden Bitten des Organisators, er, Guttmann, möge auf Frankl einwirken und ihn umstimmen. Guttmann: »Ich habe ihn gleich angerufen und gesagt: ›Viktor, das kannst du doch nicht machen, der ganze Kongress ist auf dich aufgebaut …‹« Die Antwort sei gewesen: »Das ist mir wurscht, Gisi. Ich habe schon alles tausendmal gesagt.« Er hätte seinen väterlichen Freund aber dann so lange und eindringlich gebeten, doch aufzutreten, bis dieser einlenkte: »Also gut. Aber ich halte keinen Vortrag, du interviewst mich«, willigte Frankl ein. Legitimerweise wollte Guttmann wissen: »Viktor, was soll ich dir denn beim Kongress für Fragen stellen?« Die etwas grummelige Antwort: »Diese schon einmal nicht! Ich will mir das nicht überlegen. Wir setzen uns hin und reden einfach.« Einigermaßen ratlos wandte sich Guttmann, ein Freund der ganzen Familie, hilfesuchend an Elli Frankl, die sofort den Familienrat – also alle, mit Ausnahme ihres Mannes – einberief. »Wir sind einen ganzen Nachmittag gesessen und haben den Fragenkatalog zusammengestellt – das Thema nicht, das schon, das nicht. Es war sehr lustig. Jedenfalls haben wir es dann so gemacht, wie vereinbart. Ich habe Fragen gestellt, Viktor hat geantwortet, der Kongress war ein voller Erfolg und alle waren zufrieden.«

1987, als ihn der Alpenverein zum 125-Jahr-Jubiläum als Redner lud, da drohten im Vorfeld 40 Funktionäre an, den Saal zu verlassen. Frankl sprach, sagte philosophische Dinge über das Bergsteigen und nahm auch auf die antisemitischen Verstrickungen 60 Jahre davor Bezug. Mit dem für ihn typischen versöhnlichen Fazit, dass auch im Alpenverein das Kollektiv nicht für das

Fehlverhalten einzelner Funktionäre haftbar gemacht werden könne. Statt offenem Protest gab es stehenden Applaus. Erst ein weiterer Anlass, Frankls vielbeachtete Gedenkrede anlässlich des 50. Jahrestages von Hitlers Einmarsch, schien ihn den Österreichern mehr ins Bewusstsein zu rücken. Am 15. März 1988 auf dem Wiener Rathausplatz stellte er die Bedeutung der Versöhnung einmal mehr in den Mittelpunkt seiner Worte. »Der Nationalsozialismus hat den Rassenwahn aufgebracht«, sagte der damals 83 Jahre alte Frankl. »Aber wenn ich Ihnen verraten darf, wie ich darüber denke, dann lautet meine Antwort so: Es gibt eigentlich nur zwei Typen von Menschenrassen, und das ist die Rasse der anständigen Menschen und die Rasse der unanständigen Menschen, und die Rassentrennung geht quer hindurch alle Nationen und innerhalb jeder Nation quer hindurch, durch alle Parteien und alle Gruppierungen sonstiger Art.« Für Viktor Frankl waren seine Äußerungen keine Anbiederungen an das offizielle Österreich, sondern entsprachen seiner tief humanistischen Grundhaltung. Dass er sich als Jude mit dieser Positionierung nicht nur Freunde machte, sondern harsche Kritik erntete, lag auch auf der Hand.

Warum gerade er den Mut aufbringe und sich öffentlich gegen pauschales Verurteilen wende, fragte ihn einmal ein Universitätsprofessor, der ehemals Offizier bei der SS war, mit Tränen in den Augen: »Sie können's nicht«, antwortete er ihm: »Sie würden pro domo sprechen. Ich aber bin der ehemalige Häftling Nr. 119 104, und als solcher kann ich es sehr wohl tun, und daher *muss* ich es auch tun.«

Der einstige Bundespräsident Rudolf Kirchschläger sagte über ihn, er halte ihn für den größten noch lebenden Österreicher. Was im Jahr 1995 darauf prompt eine – auf gut Wienerisch:

»hatscherte« – Koinzidenz nach sich zog. Mit dem einzigen österreichischen Politiker, der umstrittener war als seinerzeit Kurt Waldheim, mit Jörg Haider. Frankl, im fortgeschrittenen Alter von 90 Jahren, praktisch blind und auch sonst nicht bei allerbester Gesundheit, hatte das Enfant terrible auf einer Veranstaltung kennengelernt – und just am selben Abend eine Kreislaufschwäche erlitten. Haider kümmerte sich persönlich um den gebrechlichen Professor, begleitete ihn ins Spital – man kann sich weder Erstbegeher noch Ersthelfer aussuchen. Ausgerechnet auf Betreiben Haiders setzte die FPÖ in Wien durch, was der regierenden Sozialdemokratie scheinbar in all den Jahren nicht von selbst in den Sinn gekommen war: Viktor Frankl die Ehrenbürgerschaft zu verleihen. Es kam am Ende zu einer der typisch österreichischen Polit-Peinlichkeiten: Haider stand damals gerade wegen seiner Rede vor SS-Veteranen in Krumpendorf am Pranger. Wie es seine Art war, hielt er bei einem Fernsehauftritt effektvoll etwas in die Kamera – eine Buchwidmung Viktor Frankls: »Für meinen Freund Jörg Haider«. Er pflegte seine Bücher häufig in diesem Wortlaut persönlich zu widmen. Die Aufwallung nötigte den greisen Viktor Frankl zu einer öffentlichen Klarstellung: Er bedankte sich per Presseaussendung für Haiders Hilfestellung bei seinem Schwächeanfall, distanzierte sich aber von dessen Aussagen zur SS: »Man wird verstehen, dass ich nun nicht öffentlich Wortklaubereien darüber anstelle, ob es sich dabei nur um die Hilfsbereitschaft eines Bekannten oder schon um einen Beweis von Freundschaft handelte. Das wäre unwürdig für alle Beteiligten.«

In diese Kategorie fiel auch Frankls letzter Kontakt zum offiziellen Österreich. Seine Witwe Elli erzählt die Geschichte noch heute mit Entrüstung. Als Viktor Frankl spürte, dass sein Ende

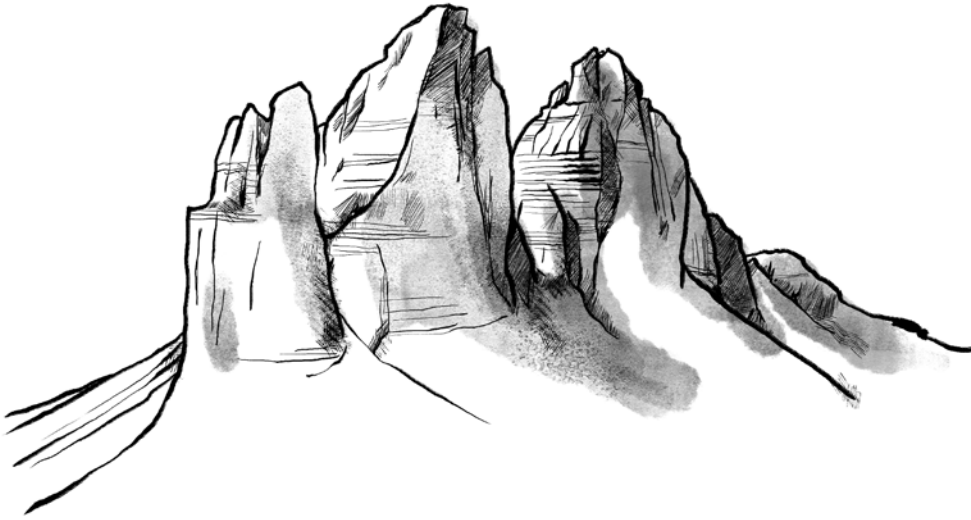
nahte, ließ er sich einen Termin beim damaligen Wiener Bürgermeister Helmut Zilk geben. Wie bekannt ist, war Zilk 1993 bei einem Briefbombenanschlag selbst Opfer eines rechtsradikalen Fanatikers geworden. Frankl kam in Begleitung seiner Frau in das Rathaus und fragte Zilk, ob denn seitens der Gemeinde Wien nach seinem Ableben geplant sei, seinem Werk und Wirken ein Andenken zu setzen, was der Bürgermeister laut Elli Frankl so kommentiert haben soll: »Herr Professor, jetzt simma uns ehrlich: Wenn Sie die Augen zu machen, interessiert sich kein Hund mehr für Sie.« Frankl stand auf, bedankte sich für die Zeit, nahm Elli an der Hand und sagte im Stiegenhaus zu ihr: »Bitte versprich mir, nie wieder in dieses Haus zu gehen.« Wie sich herausstellen sollte, lag Zilk falsch.

Die letzte Seillänge in der Südwand. Die Zeit im Pichlweg ist schnell vergangen. Vielleicht, weil diese Route so viel Geschichte hat und so viele Geschichten erzählt. Jetzt sind wir oben. Wir fallen einander in die Arme. Inniger als sonst? Ein Panoramablick im warmen Licht, wenn die Sonne im Zenit steht. Das Leben ist gut. Von oben betrachtet, verändern die Dinge ihre Gestalt und man kann über sie hinaussehen.

Im Nachstieg Frankls

Dachstein
Zugang: Über die Tauernautobahn (A10) von Salzburg aus oder die Ennstalstraße (B320) via Liezen nach Ramsau. Von dort über die mautpflichtige Dachsteinstraße bis zur Talstation der Hunerkogel-Seilbahn.
Beste Jahreszeit: Sommer und Herbst; die Kletterrouten sind südseitig gelegen, wichtig ist, auf die Schneeverhältnisse zu achten.
Empfehlenswerte Routen: Steinerweg (5-), Pichlweg (4)

Deutschland
Österreich
Die Große Zinne
DOLOMITEN
Italien
Slowenien



Auf die Große Zinne oder der letzte Sinn

»Die Situation entbehrt jedweder Tragik.«
Viktor Frankl

Wie hoch muss ein Berg sein, damit er zu einem bleibenden Erlebnis wird? Wie schwierig eine Route? Braucht es unbedingt den Mount Everest, um ein Bergsteigerleben komplett zu machen? Taugen Höhenmeter und Schwierigkeitsgrade überhaupt als skalierbarer Maßstab für das Glück eines Alpinisten? Oder lernen wir über die beiden Parameter, dass der Sinn des Lebens immer nur eine relative Größe ist? Weil reich zu sterben nicht prinzipiell bedeutet, auch glücklich gelebt zu haben? Die Berge sind auch ein Sinnanruf an uns, dass wir uns diese Fragen stellen.

Eine gängige Darstellung für unser menschliches Wachsen, Werden und Weiten ist die Helix – dieser Trichter des Lebens, der nach oben hin offen ist, in dem wir in immer weiter werdenden, spiralförmigen Umlaufbahnen an Höhe, also an Einsicht und Erfahrung, gewinnen. In unserer Vorbereitung auf diese siebente und letzte Station unserer Spurensuche im Nachstieg Viktor Frankls kam uns in den Sinn: Ein Berg ist die Umkehrung der Entwicklungshelix – ein Trichter, der auf dem Kopf steht. Er ruht mit seinem größten Umfang auf der Erde und verjüngt sich nach oben hin bis zum Gipfel. Wie man den Gedanken auch dreht und wendet: Für das Ende entscheidend bleibt doch im-

mer der eigene Weg, den wir gehen, die Art, wie wir ihn gehen, und dass wir ihn bewusst gehen. Reflexionen wie diese haben uns beschäftigt, als wir die Große Zinne in den Sextener Dolomiten in Italien repräsentativ für Viktor Frankls gesamtes alpinistisches Vermächtnis im In- und Ausland ausgewählt haben. Die Drei Zinnen sind ein Weltkulturerbe. Ein Monument aus Fels, ein umgekehrter Trichter der Einsicht, an dem sich Geschichte, Lebensgeschichte, Entwicklungsgeschichte schreiben lässt – bar jeder Beliebigkeit. Die Zinnen zu besteigen, war, ist und bleibt – und zwar vollkommen unabhängig vom Schwierigkeitsgrad der Variante, die man sich dafür erwählt – ein großer Lebensmoment.

Doch über weite Strecken seines Lebens hatte ihm die Rax, vor allem der Drei-Enzian-Steig in der Oberen Preinerwand, alles gegeben, was er sich von einem Berg und von einer Klettertour wünschte. All die von ihm benannten Spannpunkte für ein erfülltes Leben, die er lehrte – dort oben gaben sie ihm selbst den Halt. Die Verwirklichung schöpferischer Werte, weil jede Bergtour ein Werk ist, eine Tat, eine gemeisterte Herausforderung, eine Verausgabung. Auch Erlebniswerte sammelte er auf seinem Lebensberg, das Schöne, Wahre und Gute, das sich mit jeder Besteigung des Drei-Enzian-Steigs in seinem Leben vermehrte und erneuerte. Und es mag auch Situationen gegeben haben, in denen es auf seine Einstellungswerte ankam, Situationen, in denen er sich diesem Größeren anvertrauen musste, das wir nicht zu enträtseln vermögen. Alles miteinander bedeutet, in der Hingabe zu einer Sache aufzugehen, auch in der Liebe zu anderen, wenn wir Seilpartner haben – das ist, was uns Menschen zu Menschen macht. Das Oszillieren zwischen dem, was Frankl in seinen Schriften und Vorträgen mit der Welt teilte, und dem, was

er selbst lebte und immer wieder in Erfahrungswissen transformierte, das war die Basis seiner Authentizität, Glaubwürdigkeit und Integrität.

Die aktive Mitgestaltung unseres Lebens und unserer Welt liegt in der Freiheit der permanenten Wahl, zu der wir aufgerufen sind, in der Qualität der Entscheidungen, die wir treffen. Das wird beim Bergsteigen besonders deutlich: Unsere Entscheidungen sind immer nach oben gerichtet. Nicht nur zum nächsten Griff, sondern auch zur nächsten, schwierigeren Route, zu einem noch spektakuläreren Berg. Diese Faszination am »immer Mehr« freilich bringt uns in ein Dilemma: Das eigene Œuvre an Besteigungen, ob Erstbegehungen oder nachgestiegene Touren, ob leicht oder anspruchsvoll, wird nie komplett sein. Je mehr Wände wir durchsteigen und auf je mehr Gipfeln wir stehen, desto mehr drängen sich ins Bewusstsein und scheinen uns – sprichwörtlich – zu rufen. Allein in Österreich warten mehr als 900 Dreitausender, in den Alpen sind es 82 Viertausender, in Asien – in der ganz großen Dimension – stehen 14 Achttausender. Weltweit gibt es die »Seven Summits«, also die jeweils höchsten Berge der sieben Kontinente, und dann noch deren zweit- oder die dritthöchsten Gipfel. Jedes Projekt kann, für sich genommen, schon eine Lebensaufgabe oder zumindest eine Beschäftigung für viele Jahre sein.

Genau wie in der Entwicklung seiner Psychotherapie, im Aufbau seiner Karriere als Neurologe, Psychiater und Wissenschaftler, hatte Frankl in den Bergen den traditionellen Weg durchlaufen und auf homogenes Wachstum gesetzt. Wenn man diese Analogie weiterführen will, dann waren die Mizzi-Langer-Wand die Volksschule und die großen Berge in seinem Leben die Universität, seine Ausbildung zum Bergführer in diesem

Bild quasi das Doktorat. Auch vom methodischen Zugang zur Entwicklung eigener Kompetenzen können wir von ihm lernen. Waren sein Können und Wissen gefestigt, ging es für ihn zur Famulatur: Als Arzt zog es ihn zur Neurologie, um die Tiefen der Seele auszuleuchten – als Bergsteiger stieg er in die Dolomiten und auf den Wilden Kaiser, um den Sinn der Höhe zu spüren. Mithin zwei der ganz großen Hotspots der Alpen, wo das Klettern Kunst und jede Wand, jede Kante, jeder Grat Alpingeschichte ist.

Diese größere Welt des Bergsteigens bereiste Viktor Frankl erst, als in seinem kleinen Kosmos alles zur Ruhe und in Frieden gekommen war, ab den 1950er-Jahren. Nun war er beruflich als Primarius der Neurologie in der Polyklinik etabliert, er hatte mit seiner Frau Elli ein zweites Mal eine Liebe fürs Leben und diesmal endgültig sein privates Glück gefunden, und sein Stern als Begründer der Logotherapie und Existenzanalyse begann, hell in die Welt zu strahlen. Seine Touren in den Wiener Hausbergen sollten ihm zwar bis in sein hohes Alter von 80 Jahren Kraftelixier für die Seele bleiben, dennoch scheint sich aber in der Retrospektive über die Zeit ihre Rolle verändert zu haben. In seinen Anfängen, bei den Unternehmungen mit Seilkameraden wie Hubert Gsur und Rudi Reif, waren Peilstein, Rax, Schneeberg und die Hohe Wand für ihn so etwas wie Lehrtherapeuten: Dort hatte er dem Nihilismus abgeschworen und seinem Leben Sinn gegeben, dort hatte er sein Mannsein gestärkt und die mentalen Fähigkeiten entwickelt, auf die er zeitlebens zurückgreifen konnte. Als er dann nach Kriegsende wieder fest in Wien etabliert war, war er auch frei, er konnte reisen, Gast sein und ohne speziellen inneren Auftrag seinen Aktionsradius sukzessive erweitern und neue Berge genießen. Gemeinsam mit seiner

Frau Elli bestieg er bald nach der Hochzeit den fast 3000 Meter hohen Hochkönig im Salzburger Land, eine anspruchsvolle, da sehr lange und steile Wanderung, die Trittsicherheit und Ausdauer voraussetzt. Zudem war damals noch die Überquerung eines kleinen Gletschers – der mittlerweile auf ein Schneefeld geschrumpft ist – notwendig. Wirklich klettern mussten er und seine Frau am Hochkönig aber nicht.

Den Wunsch nach großen Klettererlebnissen fern der Heimat erfüllte er sich in den Dolomiten, sie wurden für das Ehepaar zu einer Urlaubsdestination, später nahmen sie auch ihre Tochter Gaby dorthin mit.

Frankl hatte als erfolgreicher Wissenschaftler mittlerweile selbst den Status und die finanziellen Mittel, um mit herausragenden Alpinisten seiner Zeit unterwegs zu sein. Auf der Großen Zinne, den Sella-Türmen am Grödnerjoch, wo er den Trenkerriss kletterte, war Frankl mit dem – wie er ihn nannte – »berühmten Innerkofler« unterwegs, und am Totenkirchl, dem bedeutsamen Klettergipfel auf der Nordostseite des Wilden Kaisers in Tirol, mit Himalaya-Veteran Peter Aschenbrenner.

Die großen Gipfel hatten für Viktor Frankl persönlich auch hohe Bedeutung. Das beweist der Umstand, dass er diese großen Bergabenteuer bei allen sich anbietenden Gelegenheiten – und die gab es im Leben des immer gefragteren Publizisten und Redners genug – immer mit seinem natürlichen Gespür für wirkungsvolles Understatement erwähnte. Anlässlich der 125-Jahr-Feier des Österreichischen Alpenvereins etwa: »Ich kann Ihnen auch nicht mit alpinistischen Großtaten dienen«, schränkte er zu Beginn seiner Rede mit einem Hauch von Koketterie ein, kraft seiner alpinistischen Genese wusste er natürlich um den realen Stellenwert seiner Touren. Lediglich erlaubte er

Das Glück zu dritt:
Viktor Frankl mit seiner
Frau Elli und Tochter Gabriele
bei einem Familienurlaub
in den Dolomiten, um 1960.

sich die Freude, den Verve seiner Rhetorik ein bisschen in eigener Sache, in eigener Bergsteiger-Sache, zu nützen, gerade vor fachkundigem Publikum. Musste man die Klettereien im Osten den West-Österreichern immer wieder von Grund auf erklären, bedurften die Touren in den Dolomiten oder am Wilden Kaiser keiner weiteren Erläuterung, denn sie sprachen für sich. »Ich höre Sie sagen: Auch schon was«, fasste Frankl diesen Umstand 1987 bei seiner Alpenvereins-Ansprache in der Wiener Hofburg knapp zusammen.

Dass er nun das Klettern in der Ferne und nicht ausschließlich in den Wiener Hausbergen leben konnte, passte auch zu seiner persönlichen Entwicklung, bei der das Berufliche und das Private ja stets eng miteinander verwoben waren. Die erste große Vortragstournee für die Logotherapie war gleichzeitig seine erste Fernreise jenseits Europas und führte ihn 1954 nach Argentinien – bei der Konferenz in Buenos Aires wurde auch die erste Gesellschaft für Logotherapie der Welt gegründet, weitere folgten. Als Trägerrakete für Viktor Frankls internationale Popularität aber erwies sich die englische Übersetzung seines KZ-Berichtes … *trotzdem Ja zum Leben sagen* unter dem Titel *Man's Search For Meaning*. In der Heimat war die zweite Auflage des Werks nach Anfangserfolgen liegen geblieben, in Amerika begeisterte sie ein Millionenpublikum. Mit der Konsequenz, dass Frankl im Jahr 1961 eine Gastprofessur an der renommierten Harvard University erhielt. Mehr als 100 Vortragsreisen führten ihn und seine Frau allein nur in die Vereinigten Staaten. In Washington löste der Ansturm zu einem seiner Vorträge einmal sogar ein Verkehrschaos aus. An mehr als 200 Universitäten in Amerika, Afrika, Asien und Australien hielt Viktor Frankl Vorlesungen und Vorträge – vier Reisen im Dienst der Logotherapie

und Existenzanalyse führten ihn rund um den Globus. »Da ich ja ostwärts flog, gewann ich einen ganzen Tag, und so kam es, dass ich an 14 Abenden 15 Vorträge halten konnte«, resümierte er später die Jahre, in denen er als Psychotherapeut einen Tourneeplan wie ein Popstar hatte – und vielerorts auch die Beliebtheit. »Frankls Aktivitäten haben immer schon eine Tendenz zum Internationalismus gehabt«, schreibt sein langjähriger Schüler und Mitarbeiter Alfried Längle. Er verweist auf die ersten Publikationen Frankls, die schon in den 1920er-Jahren in internationalen Zeitschriften erschienen. Damals hielt er seine ersten Vorträge in Frankfurt am Main, Prag, Berlin und Budapest – was für einen gerade mal zwanzigjährigen Medizinstudenten aus Wien allemal bemerkenswert war.

Der Verbindungsfaden zu Wien riss nie, nicht einmal auf dem Gipfel der Große Zinne. Auch dort war er im historischen Nachstieg eines Wiener Bergsteigers unterwegs, wenngleich unter viel positiveren Vorzeichen als seinerzeit auf dem Pichlweg am Dachstein. Paul Grohmann, der gemeinsam mit zwei anderen Studenten den Österreichischen Alpenverein gegründet hatte, reiste im August 1869 mit einem klaren Ziel in den Norden Südtirols: Er wollte als Erster auf der Spitze der Großen Zinne stehen. Damals hieß es: »Auf die Große Zinne kann nur ein Vogel fliegen.« Zuvor hatte der Wiener Bergsteiger aber bereits »unmögliche« Berge wie die Marmolada, den höchsten Gipfel der Dolomiten, den mächtigen Olperer im Zillertal oder das Wahrzeichen des Grödnertals, den Langkofel, möglich gemacht. Auf dem Langkofel war er mit dem Gamsjäger Peter Salcher und Franz Innerkofler, Bergführer aus Sexten, erfolgreich gewesen. Acht Tage später nahm das Dreier-Dreamteam die Große Zinne

in Angriff und überließ dabei nichts dem Zufall. Grohmann vertraute auf besonders weiches, von italienischen Schustern gefertigtes Schuhwerk, während die Bergführer in Socken unterwegs waren. Die robuste und warme Loden-Bekleidung der Bauern, Hüte als Sonnenschutz und den groben Alpenstock hatten alle drei dabei. Nach lediglich drei Stunden standen sie auf dem Gipfel, dem nur ein Meter auf die begehrte Dreitausender-Marke fehlt. Mit diesem Triumph krönte der Wiener Grohmann, den Reinhold Messner als den »großen Dolomiten-Erschließer« sieht, sein alpinistisches Lebenswerk. Das Trio konnte damals nur deshalb so schnell steigen, weil der findige Franz Innerkofler den Weg nach oben bereits vorab ausgekundschaftet hatte. Aus dieser Dynastie an Bergführern aus dem Südtiroler Sexten stammte auch Frankls Guide auf die Zinne.

Unser Innerkofler der Neuzeit im Nachstieg Viktor Frankls heißt Felix Tschurtschenthaler, ein versierter Bergführer aus Sexten und dazu noch ein akademischer Künstler. Seinen weltberühmten Hausberg kennt er in- und auswendig – zwanzig- bis dreißigmal pro Jahr steht er auf dessen Spitze. Nicht immer gelangt er über den Normalweg dorthin, er kennt auch die teils wesentlich anspruchsvolleren Kletterrouten, die auf die Große, die Kleine und die Westliche Zinne führen. Wir aber halten es heute mit Erstbesteiger Grohmann und mit Viktor Frankl und wählen an diesem sonnigen Montag im August die klassische Route inmitten des »fantastischen Dreigestirns«, wie der Schriftsteller und Alpinist Gunther Langes die Drei Zinnen nannte.

Die drei Felsspitzen sind echte Südländer und haben alles, damit diese Grandezza, die man auf manchem höheren Berg in den Ostalpen vermisst, wirken kann. Schon aus der Ferne sorgen sie

für die Dramatik, die für große Geschichten immer wichtig ist: drei verkehrte Trichter, mächtig wie gigantische Megafone aus Fels, die die Götter irrtümlich auf der Erde haben stehen lassen.

Vom großen Parkplatz aus sieht man die Naturbühne in Nahaufnahme, auf der sich der Berg präsentiert. Breite, fast ebenerdige Wege sind es, über die man zu den drei Zacken gemächlich, aber als Kletterer doch beeindruckt hinüberspaziert. Der Zustieg ist nur marginal, es bleibt keine Zeit zur Kontemplation. Die Senkrechte schießt viel schneller als erwartet gen Himmel, unten werden Wanderer und Familien rasch zu Miniaturen. Und wir für sie.

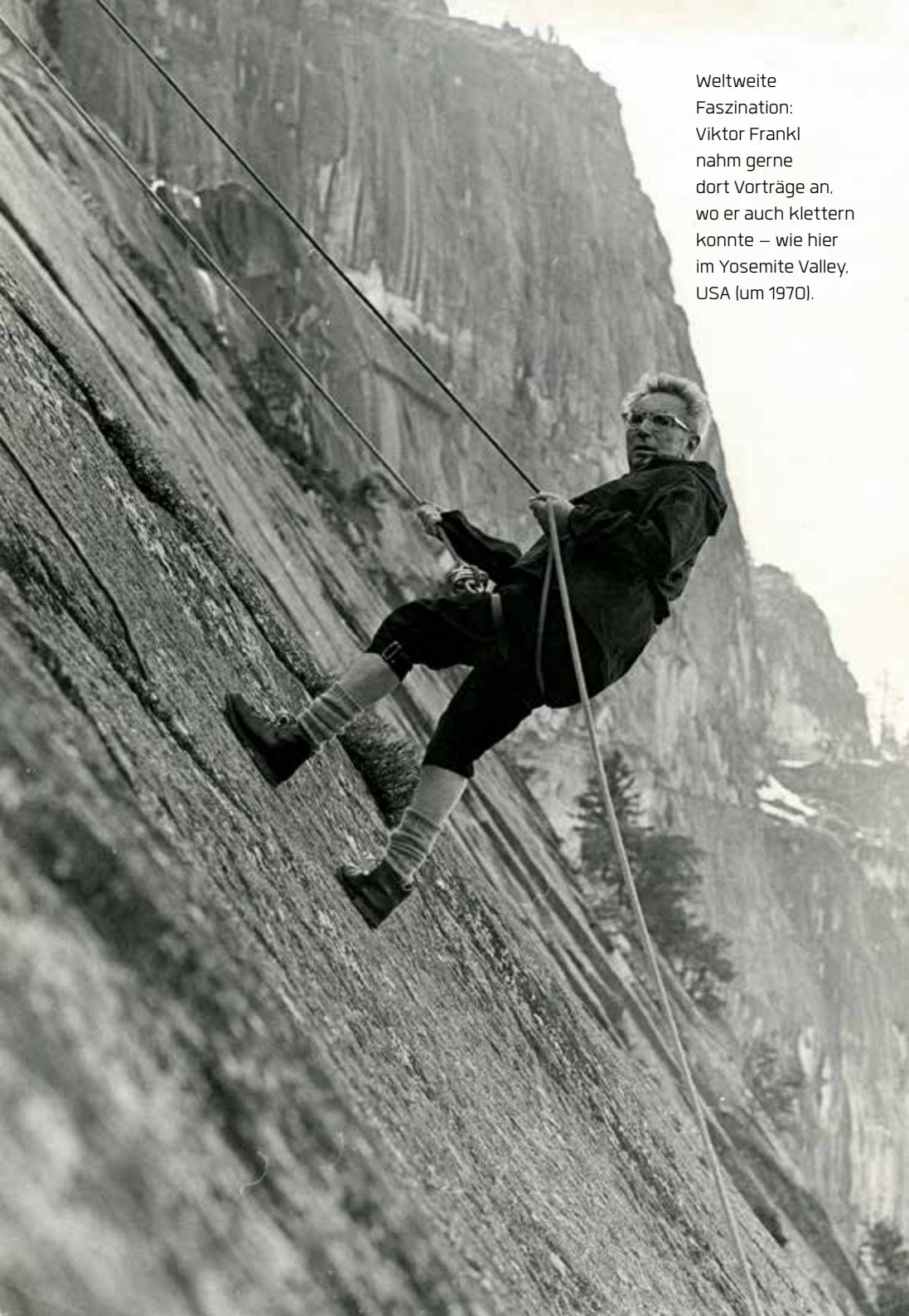
Am Berg selbst haben die Südtiroler Guides den Verkehr für italienische Verhältnisse äußerst effizient geregelt. Sie wissen, wer überholen darf, wo die möglichen Staupunkte am Normalweg wie am besten zu umgehen sind und wann es im Interesse aller sinnvoll ist, andere vorzulassen. So erleben wir einen Kletterflow an festem Dolomit-Gestein. Ziehen, Steigen, Stützen: Genuss in der Vertikalen, weil Felix uns ruckfrei durch das magische Labyrinth aus Rampen, Kaminen und Scharten lotst. Ohne Felix im Vorstieg bräuchte es in diesen Strukturen wohl detektivische Fähigkeiten, um die Linie zu finden. Mehr, als man aus der Totalen oder, von unten aus gesehen, vermuten würde.

Wie schon einst Grohmann stehen wir in knapp drei Stunden auf 2999 Metern. Episch ist dieser Blick hinüber zur Westlichen und etwas abgesenkt zur Kleinen Zinne. Die steinerne Weite der Dolomiten macht uns staunen und schweigen, surreal schön ist es hier. Und doch, nach 20 Minuten, wird uns auch diesmal bewusst: Der Gipfel ist kein Hauptwohnsitz, wir sind hier nur zu Gast. Das ist der Unterschied zwischen der Krönung des Kletterns in den Dolomiten und der Vertrautheit der Wiener

Hausberge. Hier stellt nicht nur der Aufstieg eine einzigartige Klettertour dar, sondern auch der Abstieg. Wir brauchen einen Bergführer, einen Übersetzer und Kenner aller Linien, einen, der weiß, wo es der allgegenwärtige Steinschlag brenzlig macht, wo moderate Passagen verlaufen, die nicht in einem gefährlichen, brüchigen Nirgendwo enden, sondern der Weg sind, den es zu gehen gilt. In den Dolomiten ist keine Tour mit dem Gipfel zu Ende. Während man beim Pichlweg am Dachstein nur ein kurzes Stück hinunter muss, um zur Seilbahn hinüber zu queren oder nach der Preinerwand auf der Rax lediglich noch eine angenehme Plateauwanderung vor sich hat, bedeutet der Rückweg von der Großen Zinne ständiges Abseilen und Abklettern. Letzteres war im Alpinismus vor 100 Jahren gang und gäbe. Der Kletterer Paul Preuß, der Anfang des 20. Jahrhunderts das Klettern auf ein neues Niveau gehoben und mehrere seiner 150 Erstbegehungen in den Dolomiten gemacht hat, empfand es als gänzlich unstatthaft, Haken zur Fortbewegung und Sicherheit beim Klettern zu benutzen. Er postulierte: Wer es hinauf schafft, muss auch ohne Hilfsmittel wieder hinunter kommen. Dafür braucht es nicht nur ein hohes Kletterkönnen und mentale Stärke, sondern auch eine überaus solide Kenntnis der Route. Manchmal eine millimetergenaue Kenntnis. Der Wiener Grohmann war diesbezüglich eher ein Pragmatiker wie die meisten Alpen-Erschließer, die aus europäischen Städten kamen. Er wollte große Linien erleben, ohne sie suchen zu müssen, und vertraute deshalb auf einheimische Pfadfinder. Genauso wie Viktor Frankl. Und genau wie wir an diesem Montag auf der Großen Zinne, an dem uns Felix über geheime Pfade sicher und staufrei wieder zum Fuß der Felsmegafone bringt.

Dass das Sicherheitsfeature, sich einen Bergführer zu leisten, lohnend ist, wusste Viktor Frankl zeitlebens. Vor allem später, als er berufliche Reisen gemeinsam mit Elli jeweils für Abstecher in das nächstgelegene Gebirge nützte. Zu den monumentalen Granitwänden des Yosemite Valleys beispielsweise, auf den Tafelberg in Kapstadt oder in die Hohe Tatra in der Slowakei. Da genoss es der Bergführer Viktor Frankl, einfach nur Gast zu sein und sich einheimischen Kollegen anzuvertrauen, sich führen zu lassen. Im Yosemite hatte bei seinem Besuch gerade die erste Kletterschule eröffnet, und auf den Tafelberg ließ es sich der Präsident des südafrikanischen Kletterklubs nicht nehmen, in Frankls Vorstieg zu gehen. Elli Frankl hat im Gespräch für dieses Buch erzählt, dass ihr Mann bei Vortragsanfragen gerne nach simplen Kriterien entschied: »Das Honorar, das er für einen Vortrag bekam, drückte er am nächsten Tag einem Bergführer in die Hand. Egal, wo wir waren, und wir waren meistens in der Nähe von Bergen, danach hat Viktor seine Vorträge ja primär ausgewählt.«

Das sagt viel über Viktor Frankls Einstellung zum Leben und seine Einstellung zu Geld. Seine Sinn-Mission war, anderen ihren Weg zum Sinn im Leben zu zeigen, seine Logotherapie und Existenzanalyse zu verbreiten und für möglichst viele Menschen nutzbar zu machen. Aber als Geschäftsmodell sah er seinen inneren Auftrag nie: Konnten sich lokale Veranstalter die 10.000 Dollar für einen Frankl-Vortrag nicht leisten, trat er eben kostenlos auf. Für Therapiesitzungen nahm er prinzipiell kein Geld, und die Wohnung in der Mariannengasse im neunten Bezirk ist bis heute eine Mietwohnung mit günstigem Zins. Über seinen Bezug zum Geld schrieb Frankl: »An sich interessiert es mich herzlich wenig, höchstens insofern, als ich der Ansicht bin, man solle Geld zwar



Weltweite Faszination: Viktor Frankl nahm gerne dort Vorträge an, wo er auch klettern konnte – wie hier im Yosemite Valley, USA (um 1970).

besitzen, aber der wahre Wert von Geldbesitz liegt darin, dass man es sich leisten kann, an Geld – nicht denken zu müssen …«.

Nicht am Materiellen richtete er sein Leben aus, sondern viel mehr an der Verwirklichung von schöpferischen Werten und von Erlebnissen. Als Gründervater der Höhenpsychologie hatte er dabei ein Faible für die große Perspektive von oben – nicht nur beim Bergsteigen, auch als Pilot. Den Flugschein machte er im Alter von 67 Jahren in Kalifornien, unternahm bald gemeinsam mit seiner Elli Solo-Flüge und wie gerne hätte er im fortgeschrittenen Alter auch noch das Fallschirmspringen erlernt. So als hätte er sich selbst immer wieder aufs Neue zeigen wollen, das seine »Trotzmacht des Geistes« nie aufgibt. Alles geht sich niemals aus, nicht einmal in einem erfüllten Leben. So blieb neben der Erstbegehung auf einen Berg auch der freie Fall aus einem Flugzeug ein unerfüllter Traum – Arzt-Kollegen hatten ihm dringend vom Fallschirmspringen abgeraten, weil zu befürchten war, dass die schwache Konstitution seiner Knöchel einer Landung nicht standgehalten hätte.

Natürlich hätte auch dieses Abenteuer seine facettenreiche Biografie bereichert, und doch wäre es nicht mehr als eine Fußnote gewesen: Sein Leben hatte vom Wien der Kaiserzeit bis in die Neunzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts gedauert, die Schrecken zweier Weltkriege beinhaltet und die seltene Chance, in den Geschichtsbüchern der Wissenschaft verewigt zu sein. Der deutsche Philosoph Martin Heidegger schrieb Frankl in sein Gästebuch: »Das Vergangene geht. Das Gewesene kommt.« Große Worte, und so passend für die Art, wie Viktor Frankl das Leben verstand, wie die tiefsten Tiefen und die höchsten Höhen in der Gegenwart zusammenkamen und die Zukunft begründeten. Ebenso schätzte er die Gnade seiner reifen Jahre, wie ein

Ausschnitt aus seiner Rede beim Alpenverein nachempfinden lässt: »Wenn wir, die Alten unter uns, die wir die Schwelle zum neunten Jahrzehnt überschritten haben, auf die Erlebnisse zurückblicken, die wir all den Bergen und Wänden und Graten verdanken, dann mag uns wehmütig ums Herz sein; aber es gibt ein tröstliches Dichterwort, das da lautet: ›Was du erlebt, kann keine Macht der Welt dir rauben.‹ Ich selbst würde sagen, wir haben es hineingerettet ins Vergangen-sein, und das Vergangen-sein ist auch noch eine Weise des Seins, vielleicht sogar die sicherste; denn nichts und niemand kann es rückgängig machen, kann es ungeschehen machen, kann es aus der Welt schaffen – in seinem Vergangen-sein ist es geborgen, ist es aufbewahrt und vor der Vergänglichkeit – bewahrt. Zugegeben: für gewöhnlich sehen wir nur, wenn ich so sagen darf, die Stoppelfelder der Vergänglichkeit in einem. Damit übersehen wir aber nur allzu oft die vollen Scheunen des Vergangen-seins, in die wir längst schon unsere Lebensernte eingebracht haben: die Werke, die wir geschaffen, die Taten, die wir gesetzt, die Lieben, die wir geliebt, und die Leiden, die wir mit Würde und Tapferkeit gelitten haben.«

Diese Scheunen können nach ein paar Jahren in den Bergen reich gefüllt sein. Oft reichen wenige Erlebnisse für ein befriedigtes Seinsgefühl und Dankbarkeit wegen der persönlichen Ernte. Dieses innerliche Erfüllt-Sein hängt nicht am Mehr von allem, eher am Mehr von weniger, ein schmaler Grat, auf dem wir Alpinisten balancieren, auf dem wir immer auch herausgefordert sind, nicht zu viel zu wollen, aber auch nicht zu wenig. Frankl definierte Sinn als »wertvollste Möglichkeit in jeder Situation«. Der konkrete Sinn, den eine konkrete Person in jeder konkreten Situation für sich findet, macht am Ende die absolute

Größe dieses Menschen aus. Voraussetzung dafür ist immer die Suche, die Bereitschaft – wie man es vom Bergsteigen kennt –, längere und herausfordernde Wege auf sich zu nehmen, zu irren und geduldig zu bleiben, um an Ziele zu gelangen.

Gerade am Berg wird man in den vielen, gleichermaßen anstrengenden wie schönen Stunden mit einer reichen Palette an Erlebnissen und Eindrücken beschenkt und dieser Reichtum wird zu einem inneren Wissen für das Warum des Bergsteigens.

In den Bergen, wo man mit einer vordergründig völlig sinnlosen Tätigkeit einen tiefen persönlichen Lebenssinn finden kann, kommt man unweigerlich auch zur Frage nach dem »Sinn des Ganzen«.

Die Suche nach Antworten berührt auch die Grenzen des Kognitiven. »Je umfassender der Sinn ist, umso weniger fasslich ist er auch«, beschreibt Frankl dieses Paradoxon. Und: »Wo es gar um den letzten Sinn geht, entzieht er sich zumindest einem bloß intellektuellen Zugriff vollends. Was un-wiss-bar ist, braucht aber nicht un-glaub-lich zu sein.«

Die Begegnung mit dem Religiösen, dem Göttlichen, markierte auch für ihn eine Grenze, die nicht nur sprachlicher Natur war: 1949 hatte er in Philosophie promoviert und als Dissertation sein Buch »Der unbewußte Gott« eingereicht. Über seinen doppelten akademischen Abschluss sagte er einmal scherzhaft: »Wissen Sie, meine Damen und Herren, ich besitze nicht nur ein medizinisches, sondern auch ein philosophisches Doktorat, aber für gewöhnlich unterschlage ich es. Denn wie ich meine Wiener Kollegen kenne, wird niemand sagen, der Frankl ist ein doppelter Doktor, sondern man würde sagen, er ist nur ein halber Arzt.«

Gerne für sich behalten hat Frankl zeitlebens nicht nur sein zweites Doktorat, auch sein Umgang mit den letzten großen Fra-

gen des Lebens und mit seiner Spiritualität war für ihn Privatsache: »Angesichts der Frage, ob alles einen, wenn auch verborgenen Sinn hat oder aber die Welt ein einziger Unsinn ist, muss das Wissen das Feld räumen – es ist der Glaube, der da zu einer Entscheidung aufgerufen ist.« Laut denen, die ihn kannten, war Viktor Frankl ein religiöser Mensch: Er beging die Fasttage, las Psalmen, lebte die jüdische Geisteshaltung, betete und ließ in seinem Werk kaum Interpretation offen, welche Instanz für ihn die Welt zusammenhielt: »… so dass vielleicht jede Wahrheit, zu Ende gedacht, Gott meint; und alle Schönheit, zu Ende geliebt, schaut Gott; und jeder Gruß, richtig verstanden, grüßt Gott.« Als »Partner unserer intimsten Selbstgespräche« definierte er seinen Gottesbegriff, den Glauben ordnete er der Gefühlsebene und damit der Intimität zu. Denn drei essenziell humane Dinge waren für ihn, der im Zeitalter von Autorität und bedingungsloser Pflichterfüllung als höchster Qualität menschlichen Daseins aufgewachsen war, unter keinen Umständen für die Öffentlichkeit bestimmt: Lieben, Sterben und Beten. »Ich kann nicht als Betender ganz Gott hingegeben sein, wenn ein Scheinwerferlicht auf mich fällt und ich weiß, dass gefilmt wird«, sagte er. Der Glaube lag für ihn im persönlichen Hoheitsgebiet jedes Einzelnen. Und war eine Angelegenheit, die – einmal offengelegt oder gar diskutiert – nur an ideeller Qualität verlieren konnte. So wie er es liebte, in der Neuen Seehütte auf der Rax nicht der gefeierte Psychiater, sondern anonymer Teil einer Gemeinschaft zu sein, löste sich für ihn auch der letzte Sinn auf: Die Beziehung zu Gott war für ihn der ultimative Akt der Selbsttranszendenz, des von sich selbst vollkommenen Absehens: »›Ahnungslos‹, ›nichts‹ ahnend: das Nichts ahnend – setzt der Mensch Gott voraus.«

Erstaunlich irdisch, fast schon mit einer politischen Dimension, erlebten Viktor und Elli Frankl hingegen 1970 eine Sonderaudienz bei Papst Paul VI. in Rom. Der Heilige Vater der Katholiken rühmte die Bedeutung der Logotherapie für die Welt und er äußerte Wertschätzung für Frankls Verhalten im Konzentrationslager. Beim Abschied bat der Papst auf Deutsch: »Bitte beten Sie für mich!« In seiner Biografie schrieb Frankl über jenen Moment: »Ich kann nur sagen, was ich in diesem Zusammenhang immer wieder sage, dass man dem Mann die Qual der Nächte ansah, in denen er mit seinem Gewissen sich Entscheidungen abringt, dass sie nicht nur ihn, sondern die ganze katholische Kirche unpopulär machen.«

Das Gewissen. Viktor Frankl nannte es das menschliche Sinn-Organ. »Lebe so, als ob du bereits zum zweiten Mal lebtest und das erste Mal alles so falsch gemacht hättest, wie du im Begriffe bist, es zu tun.« Diesen Satz hatte er als Jugendlicher geträumt und im Aufwachen auf ein Blatt Papier geschrieben. Er blieb eine Art elftes Gebot seines Lebens, durch alle Gezeiten, und ihrer gab es zahllos viele in seiner Biografie. Von den historisch so bewegten Jahren seiner Kindheit, durch die Sinnkrise seiner Jugend, seine persönliche Tragödie des Holocaust, die schrittweise Rückkehr in ein Leben, das sich schließlich über ein halbes Jahrhundert dauerhaft zum Guten wendete. »An der Größe eines Augenblicks lässt sich die Größe eines Lebens messen: die Höhe einer Bergkette wird ja auch nicht nach der Höhe irgendeiner Talsohle bemessen, sondern ausschließlich nach der Höhe des höchsten Berggipfels.«

Viktor Emil Frankl, dieser große Österreicher, der uns allen ein zeitloses Vermächtnis angewandter Menschlichkeit hinterlassen hat, ist auf so manchem Gipfel gestanden. Er hat die Berge

geliebt, die Menschen und das Leben. Er war in Frieden mit sich, mit der Welt und mit dem letzten Sinn. Mit dem Satz »Die Situation entbehrt jedweder Tragik« hat er sich am 2. September 1997 bei seinen Liebsten für immer verabschiedet.

Es war uns eine Ehre, in seinem Nachstieg zu klettern.

Im Nachstieg Frankls

Die Große Zinne/Dolomiten
Zugang: Über Lienz nach Toblach, weiter auf der SS51 nach Schluderbach und bis zum Ortsbeginn von Misurina. Die mautpflichtige Drei-Zinnen-Straße führt direkt zum großen Parkplatz des Rifugio Auronzo.
Beste Jahreszeit: Sommer und bis in den Frühherbst; die Kletterroute ist südseitig gelegen.
Empfehlenswerte Routen: Normalweg Große Zinne (3/3+), Normalweg Westliche Zinne (3+), Normalweg Kleine Zinne (4/4+)

Frankl und die Berge

EIN BEITRAG VON ELISABETH LUKAS

Frankls Menschenbild

Genies sind nicht von Geburt an Genies. Sie entwickeln sich im Laufe ihres Lebens dazu. Wobei es nicht ihre Entwicklungsumstände sind, die sie zu Genies machen, sondern vielmehr ihr persönliches Geschick ist, ihre jeweiligen Entwicklungsumstände auf konstruktive Weise zu nützen.

Bei Viktor E. Frankl gab es eine Menge Entwicklungsumstände, die ihn bei seiner Karriere als begnadeter Seelenarzt enorm hätten behindern können. Häusliche Armut, schmächtiger Körperbau, Antisemitismus, Wirtschaftsflaute und nicht zuletzt zwei dramatische Weltkriege überschatteten die erste Hälfte seines Lebens – und das ist eine lange Zeit. Doch Frankl schöpfte gerade aus diesen Faktoren Erkenntnisse, die sich für die Wissenschaftslehre der Psychotherapie als bahnbrechend erweisen sollten. Es gelang ihm nachzuweisen, dass der Mensch in jedem bewussten Augenblick *aktiver Mitgestalter seiner Umstände* und nicht bloß *passives Opfer seiner Umstände* ist, und dass er daher stets eine Wahl hat, wie er mit seinen jeweiligen Lebenssituationen umgeht. Je sinnvoller solche Wahlen sind, je weltoffener und verantwortlicher er sie trifft, desto besser glückt sein Leben. Frankl richtete den Akzent der von ihm begründeten Therapierichtung »Logotherapie« darauf aus, ratsuchende und in Konflikte verstrickte Menschen zu sinnvollen Wahlen zu motivieren.

Frankls »Gebirgsinspirationen«

Es kann schon sein, dass die Leidenschaft des jungen Frankl für das Bergsteigen und Klettern ihn zu seinen Theorien inspiriert hat. Hoch oben

in den Felsen entscheidet jeder einzelne Schritt und Tritt, jede einzelne Handbewegung über den Fortgang des Unternehmens. »Sinnvolle oder weniger sinnvolle Wahlen« sind Herren über Leben und Tod. Ausreden auf missliche Umstände wie glatte Wände oder schlechtes Wetter nützen dem Kletterer gar nichts. Gefährliche Gletscherspalten, Stürme und Kälte sind eben sorgfältig einzukalkulieren, und Risiken sind rechtzeitig zu minimieren. Die Frage, ob eine bestimmte Tour für eine bestimmte Person sinnvoll ist oder nicht, muss mit Vernunft und Gewissen verhandelt werden. Es ist nicht viel anders als im normalen Alltag, nur steht mehr auf dem Spiel. Aber auch inmitten unserer täglichen Routine muss immer wieder neu entschieden werden, was *jetzt gerade* zu tun oder zu unterlassen ist, was der Augenblick von uns verlangt. Wer sich dem verwehrt, stürzt leicht ab …

Frankls Kritik an Sigmund Freud

Es ist kein Wunder, dass der junge Frankl in den frühen 1920er-Jahren von den Thesen Sigmund Freuds, dem damaligen »Psychotherapiepapst«, abgerückt ist, obwohl dieser die Begabung Frankls erkannt hat und ihn zu fördern geneigt war. Doch zwischen beiden, dem alternden und dem aufstrebenden Genie, stand der Pandeterminismus wie ein unüberbrückbarer Abgrund. Für Freud gab es praktisch weder freie Wahlen noch Sinn. Die Qualität der erlebten Kindheit und Triebgeschichte determinierte Freuds Meinung nach eines Menschen Schicksal, und »wer nach Sinn fragte, war seelisch krank«. Es klang, als würde man behaupten, dass der Start eines Bergsteigers Allmacht habe über dessen weiteren Weg und es folglich illusorisch wäre, nach passenden Routen zu suchen. Die Startvariablen würden den Bergsteiger unweigerlich einholen. Dem widersprach Frankl vehement. Schlechte Ausgangsbedingungen sind zwar bedauerlich, so Frankl, aber in fast jedem Hier und Jetzt kann der bedächtige Bergsteiger noch eine Route finden, die ihn an das Ziel bzw. heil nach Hause bringt.

Frankls Konzept zur Angstbewältigung

Frankl entwarf das Menschenbild des »unbedingten Menschen«, der seinen Bedingungen trotzen kann, wenn es nottut. Wohlgemerkt: *kann* und nicht *muss*. Zum Beispiel war es bezüglich Frankls Höhenangst klug, ihr Widerstand zu leisten. Hätte er sie wuchern lassen, hätte sie ihm viele vergnügte Stunden in seinen geliebten Bergen verdorben. Sie hätte ihm schöne und triumphale Erfahrungen geraubt und sein Leben beschwert. Solche unnötigen und einer Sachlage nicht angemessenen Ängste bezeichnet man als »irrational«.

Nicht wenige Menschen leiden unter irrationalen Ängsten, die sich bis zu Panikattacken aufschaukeln können. Die Geplagten fürchten ziemlich unwahrscheinliche Bedrohungen, wie in kleinen Räumen zu ersticken, von Spinnen gebissen zu werden, sich auf Partys gruselig zu blamieren, in Kaufhäusern zu kollabieren etc. Frankl erkannte schon sehr bald, dass es wenig hilfreich ist, nach möglichen Ursachen derartiger Überbesorgnisse zu fahnden. Heute weiß man, dass eine bunte Mischung aus Erbmaterial, Umwelteinflüssen und Eigenanteilen daran beteiligt ist. Physisches, Psychisches und Soziales ist eng miteinander vernetzt. Die geistige Person jedoch, Träger all dieser Vernetzungen, kann sich ein Stück weit darüber erheben. Sie kann sich selbst etwas abtrotzen, im Extremfall sogar, sich lächelnd vorzunehmen, den nächsten »Urlaub« just in kleinen Räumen zu verbringen, Freundschaft mit sämtlichen Spinnen zu schließen, Partygäste mit tollen Narreteien zu unterhalten oder versäumten Schlaf in Form von erholsamen Ohnmachten im Kaufhaus nachzuholen … Nichts hebt uns so hoch über uns selbst hinaus wie der Humor!

Frankls Sinnbegriff

Allerdings ist keineswegs jede Angst irrational. Viele Ängste wachen schützend über uns, und niemand weiß das besser als die tüchtigen Männer von der Bergrettung, die sich hauptsächlich um jene Leichtsinnigen kümmern müssen, die ihren »rationalen« Ängsten kein Gehör geschenkt haben. Wenn sich jemand fürchtet, in Shorts und Sandalen ins Gebirge

aufzubrechen, dann ist das eine ausgezeichnete Angst, der diese Person wahrlich nicht trotzen sollte. Wenn sich jemand fürchtet, mit einem Kleinkind an der Hand in den Nebel hinauszuwandern, ist Trotz ebenfalls nicht angesagt. Die »Trotzmacht des Geistes«, von der Frankl sprach, und die er nicht nur bei sich selbst, sondern auch bei seinen Patienten erfolgreich zu mobilisieren verstand, bleibt Situationen vorbehalten, *die sie wirklich erfordern*. Und sie hat schweigend zu warten in Situationen, die Gehorsam, Fügung, Anpassung und Unterwerfung erfordern. Der Skifahrer hat sich der Gewalt »Lawinengefahr« zu beugen. Die Verletzte hat sich dem ärztlichen Verdikt »Operation unumgänglich« zu fügen. Wir Menschen kommen an Grenzen, und wo wir sie nicht mutig hinausschieben können, dort haben wir sie demütig zu akzeptieren.

Wer entscheidet aber, ob Mut oder Demut das Gebot der Stunde ist? Ob die Mobilisierung eines heroischen Trotzes oder die schlichte Annahme einer Unerfreulichkeit an der Reihe ist? Der Schiedsrichter ist *der Sinn*. Nicht irgendein willkürlich ausfantasierter Sinn, den man selbstherrlich nach eigenen Wünschen »machen« könnte (auch wenn das moderne Schlagwort vom »Sinn machen« umgeht). Nein, es ist der Sinn, den man nicht *erfinden*, sondern nur *finden* kann, weil er in den verschiedenen Lebenskonstellationen verschlüsselt liegt und sich einzig dem ehrlich und gewissenhaft Suchenden erschließt. Als Frankl zu der Überzeugung kam, dass – im Gegensatz zu Freuds Ansicht – »geistig rege und mündig ist, wer nach Sinn fragt«, war der Spatenstich zu seiner sinnzentrierten Psychotherapieform getan.

Frankls Umgang mit Stress

Innere Ausgeglichenheit ist zweifellos eine wichtige Zutat im Gepäck jedes Bergsteigers. Losrennen, keuchend dahinstolpern, erschöpft rasten und erneut wild umherirren ist nicht professionell. Leider gleicht ein solcher Modus vielen Zeitgenossen, die sich bis zum Burn-out-Syndrom verausgaben und dann deprimiert auf der Strecke bleiben.

Frankl war in der zweiten Hälfte seines Lebens gut beschäftigt. Von außen betrachtet könnte man sein Beschäftigungsausmaß sogar als »gi-

gantisch« definieren. Er leitete die Neurologische Abteilung der Poliklinik in Wien, hatte eine ständige Professur und zahlreiche Gastprofessuren inne, schrieb exzellente Fachbücher, hielt Vorträge im In- und Ausland und war nicht zuletzt ein liebevoller Ehemann und Vater (was bekanntlich auch Zeit kostet). Doch niemals wäre er bei alledem »ausgebrannt«. So wie die erfolgreichen Gipfelstürmer gemächlich und konstant voranschreiten und sich weder ablenken noch total auspowern lassen, so verfolgte Frankl beharrlich seinen Lebenspfad und schuf Stück für Stück ein Werk, das einer »Erstbegehung« durchaus ähnelt. Keiner vor ihm ist in solch geistige Höhen der Psychotherapie vorgedrungen. Keiner hat die Seelenheilkunde auf ein philosophisch so anspruchsvolles Niveau gestellt und mit traditionellen Weisheiten aus dem kulturellen Menschheitsschatz verknüpft wie er. Und doch wusste Frankl sich bei all diesen Superleistungen vor hektischer Überarbeitung zu hüten und sich und den Seinen ein friedliches und fröhliches Miteinander zu bewahren. Vielleicht war *das* unter dem Strich die allergrößte Leistung, die er vollbracht hat!

Frankls Erholungsgebiet

Können wir uns diesbezüglich etwas von ihm abschauen? Gewiss! Frankl war ein zutiefst bescheidener Mann, der auf überflüssigen Luxus verzichtete. Er baute sich keine Galavilla mit Swimmingpool, er kaufte sich keine Jacht und er mochte es nicht, von Fans angehimmelt zu werden. Stattdessen betrieb er Psychohygiene vom Feinsten. An freien Wochenenden begab er sich auf seinen »Hausberg«, die Rax, um innere Ruhe zu tanken. Die körperliche Aktivität des Kletterns bot ihm einen idealen Ausgleich zu seiner anstrengenden kognitiven Aktivität während der Woche. Die Bewegung auf dem Rax-Plateau war sein Ausgleich zum Sitzen in der Arztpraxis und zum Stehen im Hörsaal. Die Lärmfreiheit und die frische Luft in der Höhe waren der reinste Genuss gegenüber dem städtischen Krach und Gestank. In einer austarierten Abwechslung von Spannung und Entspannung fand Frankl die seelische Balance, die es ihm gestattete, Verkrampfungen und Engpässe zu vermeiden und Kritiken von Neidern großzügig wegzustecken. Der Blick über Wolken und Landschaften weitet die Brust

und wischt kleine Ärgernisse von der Stirn. Nirgendwo gewinnt man so viel Distanz zu den Talsohlen menschlicher Kleinkrämerei wie am Berg. Frankl hat mir selbst einmal erzählt, dass er seine brillantesten Ideen in der Einsamkeit auf der Rax entwickelt hat.

Frankls Rat, in die Natur zu gehen

Jeder von uns sollte sich ein ähnliches Refugium schaffen. Die Kids von heute spazieren mehr durch virtuelle Räume als durch die Realität. Das entfremdet sie von den Heilgärten der Natur. Durch die ununterbrochene Online-Kommunikation verlernen sie es, Stille auszuhalten und mit sich selbst allein zu sein. Es muss nicht das grandiose Panorama der Berge sein, das sie wieder mit sich und ihrem innersten Selbst in Einklang bringt, es könnten auch Wälder, Seen, Heidefluren oder das nächtliche Firmament sein, die sie eindrücklich berühren. Aber gelegentliche Stille und Innehalten im Alltagsgetriebe ist notwendig, um sich buchstäblich zu be-sinn-en. Um den eigenen Kurs zu überprüfen und bei Bedarf zu korrigieren. *Wohin* soll unsere Reise gehen? *Wer* wollen wir schlussendlich sein und geworden sein? Die Maschinen werden immer intelligenter, doch solche existenziellen Fragen können sie uns nicht beantworten. Da müssen wir schon unsere individuellen Antworten ausbuchstabieren und ausformulieren.

Frankls Rat, sich für eine Aufgabe zu engagieren

Frankl hat darauf hingewiesen, dass es nicht nur psychosomatische Krankheiten, sondern auch eine »psychosomatische Gesundheit« gibt, insofern, als uns der Organismus genügend Kräfte gewährt, um eine wichtige Aufgabe, die wir uns gesetzt haben, zu erfüllen. Vorausgesetzt freilich, dass diese Aufgabe unserem Ressourcenrahmen entspricht. Wie schon Goethe erkannt hat, wächst der Mensch mit seinen Aufgaben – und stagniert mit fehlenden Aufgaben. Frankl wurde nicht müde, vor den Folgen eines »existenziellen Vakuums«, das sich in Stumpfheit, Langeweile, Gleichgültigkeit, Ohnmachts- und Leeregefühlen äußert, zu warnen.

Wenn Menschen sich ausgeliefert fühlen, sei es an dominierende Obrigkeiten, sei es an leidvolle Ereignisse oder andere Gewalten, reduzieren sie ihre Initiativen und lassen sich hilflos treiben. »Wer sein Schicksal für besiegelt hält, ist außerstande, es zu besiegen«, hat Frankl doziert. Wer sich hingegen einer selbst erkundeten Aufgabe widmet, legt sofort an Elan zu. Demnach empfiehlt es sich, bis an das Lebensende kleine persönliche Aufgaben zu übernehmen. Sie halten Körper und Gemüt fit.

Dennoch soll eine Aufgabe, die man erfüllen möchte, nicht für eigene Zwecke instrumentalisiert werden. Frankl erläuterte diese Einsicht am Beispiel *Sport*. Siege im Sport stehen und fallen mit der Intention, mit der sie angepeilt werden. Wobei es stets zwei Regeln zu beherzigen gilt: Erstens, rivalisiere mit niemandem außer mit dir selbst! Zweitens, strebe nicht nach Siegen, sondern handle nach deinem besten Vermögen! Was wollte Frankl uns mit diesen zwei Regeln mitteilen?

Frankls Sportregel Nr. 1

Zu Regel Nr. 1: Ein Konkurrenzkampf ist nicht so »belebend«, wie ihn Wirtschaftsbosse gerne deuten. Konkurrenzdenken ist von Eifersucht, Gegnerschaft und nicht selten von schäbigen Diffamierungen und Hinterhältigkeiten geprägt. Respekt und Wertschätzung werden dem Rivalen versagt. Das ist des Menschen und schon gar des Sportlers nicht würdig, der eigentlich Fairness auf seine Fahnen geschrieben haben sollte. Im Unterschied dazu ist es ein Zeichen von seelischer Reife und Souveränität, einem Gegner den Sieg zu *gönnen*, wenn er ihn verdient. Überhaupt ist es ein Merkmal charakterlicher Stärke, sich mit dem Glück anderer Menschen mitfreuen zu können und es ihnen nicht heimlich »wegzuwünschen«.

Wer selbstsicher in sich ruht, vergleicht sich nicht andauernd sehnsüchtig mit anderen, denen es eine Spur besser geht als ihm, die eine Wenigkeit mehr besitzen als er, kurz, die ein bisschen mehr »Sonnenseite« abkriegen als er. Wer ferner gescheit genug ist, vergisst nie, dass es millionenfach andere auf unserem Planeten gibt, die wesentlich schlechter dran sind als er, und die ihr Dasein auf der »Schattenseite« fristen müssen, was traurig genug ist. Vergleiche sind im Prinzip unfruchtbar, weil jeder

Mensch auf seine Weise einzigartig und einmalig ist und mit seinen eigenen Trägheiten und Verführbarkeiten zu ringen hat, die ihn in seiner positiven Entfaltung einbremsen könnten, und nicht mit Konkurrenten aus der Nachbarschaft.

Frankls Sportregel Nr. 2

Mit Regel Nr. 2 wollte Frankl in seiner Eigenschaft als Psychiater das Problem der »Hyperreflexion« ausleuchten. »Eine Hyperreflexion verunmöglicht das Intendierte«, pflegte er zu sagen. Unter einer Hyperreflexion versteht man ein übermäßiges gedankliches Kreisen um sich selbst und sein Begehr. Im Fall des Sportlers ein Hängen- und Klebenbleiben seiner Gedanken am einzuheimsenden Sieg. Zahlreiche Studien bestätigen: Je mehr es jemandem um seinen Sieg geht, desto eher versäumt er ihn. Das ist hirntechnisch leicht zu erklären. Hauptteile der zerebralen Energie werden für das verbissene Erzwingen-Möchten des Sieges verwendet und stehen für die Hingabe an die zu bewältigende Aufgabe nicht mehr zur Verfügung. Zusätzlich schleicht sich noch eine vage Ängstlichkeit durch die Hintertüre ein und macht den Betreffenden schlapp. Denn wer um jeden Preis siegen will, der muss vor einer Niederlage zittern.

Die *rechte Intention* ist unweigerlich mit Selbstvergessenheit gekoppelt. Sie ist auf eine gute Sache gerichtet, auf einen zu verwirklichenden Wert, auf eine geliebte Person, auf einen Beitrag zum Gelingen der Gemeinschaft, der man angehört. Nie ist der Mensch so intensiv bei sich, nie so frei vom nervösen Geflunker in seiner Seele, als wenn er sich an etwas Größeres verschenkt, als er selbst ist. Etwaige Siege, Erfolge, Belobigungen usw. sind *unangestrebte Nebeneffekte* selbstüberschreitender Intentionen. Das ist keineswegs nur bei den Sportlern so. Das ist ein Generalrezept für uns alle.

Frankls »tragischer Optimismus«

In einem Interview mit Franz Kreuzer, das 1986 in der Serie Piper veröffentlicht worden ist, erinnerte sich der damals 81-jährige Frankl an folgende Begebenheit:

»Ich bin einmal durch die Preiner Wand geklettert, und der Gruber-Naz hat mich geführt, und während er dort sitzt und sichert und mich nachkommen lässt am Seil, sagt er: ›Sind'S mir net bös, Herr Professor, aber wann i eana so zuaschau, Sie haben überhaupt ka Kraft mehr. Aber wissen'S, wie Sie das wettmachen durch raffinierte Technik, Klettertechnik, i muass schon sagen, von eana kann man klettern lernen.‹ Stellen Sie sich vor, das sagt mir ein Mann, der soeben von einer Himalaya-Expedition zurückgekommen ist!«

Ja, das war Frankls Kunst: Das Wettmachen von Unzulänglichkeiten durch überlegene Taktiken. Diese Kunst hat er auch seine Patienten gelehrt, und sie haben es ihm gedankt. Die meisten von ihnen hatten ein ähnliches Kraftdefizit wie Frankl in der Preiner Wand, nämlich kaum mehr die Kraft, ihr Leben zu bejahen. Sie waren nach üblen Wirrsalen gestrandet, mit Neurosen, Psychosen oder Nervenkrankheiten geschlagen, durch Unfälle ins Elend geraten, aus sämtlichen Haltegriffen herausgepurzelt … sehr oft verzweifelte Menschen. Das dämpfte Frankls »tragischen Optimismus« nicht. Er sah in jedem von ihnen eine wertvolle, geistige Person, urwillkommen im Reigen der Schöpfung und fähig, den auf sie wartenden Part mit Bravour zu übernehmen.

Frankls Akzentuierung der Gegenwart

Frankl dachte nicht daran, alte Dramen wieder aufzuwärmen und seinen Patienten die Gespenster ihrer Vergangenheit ins Bewusstsein zu rufen. Eine Auseinandersetzung mit den Geschehnissen von Gestern und Vorgestern hat keinen Vorrang in der Logotherapie. Er operierte in der *Gegenwart* seiner Schützlinge, denn nur die Gegenwart ist lenkbar und gestaltbar. In ihr schlummert der »Sinn des Augenblicks«, den einzufangen Frankl sich in seinen therapeutischen Gesprächen bemühte. Er zeigte den

Patienten, dass sie trotz ihres Elends allerhand zu geben hatten, und sei es bloß ihr Vorbild, ihre Botschaft, ihre Ausstrahlung auf die Mitwelt. Er verwies auf die Bedeutung ihrer inneren Einstellungen, die allemal geändert werden können, selbst wenn alles Übrige unabänderlich ist. Vorsichtig zog er ihre Aufmerksamkeit vom Selbstmitleid und vom »Schmoren im eigenen Saft« ab und öffnete die Patienten für neue Perspektiven. Zaghafte begannen, ihre Zaghaftigkeit auszulachen, Wütende begannen, ihren Feinden zu vergeben, Strapazierte begannen, ihren Lebensstil zu revidieren, Zwangskranke begannen, ihre Zwänge zu ironisieren, Schlafgestörte begannen, ihre nächtlichen Qualen zu ignorieren, Sexualfrustrierte begannen, sich ihren Partnern zärtlich zuzuwenden … Ihr Leben gewann zusehends an Bejahenswürdigkeit.

Frankl bevorzugte bei seinen Interventionen den »sokratischen Dialog«, das heißt, ein indirektes Geleit zur Problemlösung. Doch wenn sein Gegenüber erhebliche Verstehensschwierigkeiten hatte, spendete er ihm auch ein wenig »Seilhilfe«; eine Metapher, die er selbst vor seinen Studenten benutzte. Er bezog sich darauf, dass ein sichernder Kletterteilnehmer seinen nachsteigenden Kameraden normalerweise nicht am Seil zu sich hinaufzieht, sondern nur im Abrutschfall hält. Kommt sein Kamerad aber plötzlich nicht mehr von der Stelle, kann ein kleiner Ruck am Seil ein Malheur verhindern.

Frankls Sichtweise von der Zukunft

War schließlich ein Patient wieder in der Lage, seine Gegenwart zu meistern, dann rückte Frankl dessen *nähere Zukunft* in den Fokus der therapeutischen »Plaudereien«. (Auch der Kletterer, der seinen aktuellen Stand gefunden hat, schwenkt ja zur Vorausschau auf den nächsten zu überwindenden Felsgrat über.) Was war es also, was auf diesen oder jenen Patienten warten könnte? Wofür war er »aufgehoben« worden, wofür wäre er »perfekt ausgestattet«? Albträume wandelten sich in Träume. Enttäuschungen in Hoffnungen. Traumata in Kompetenzen. Pläne wurden geschmiedet und Vorhaben gekürt. Das Glück ist nicht, dass jemand sagen kann: »Mir geht es gut«, sondern vielmehr, dass jemand sagen kann: »Ich

bin für etwas gut«. Ausnahmslos kann jeder Mensch auf Erden »für etwas gut sein«, er muss es nur entdecken. Frankl trug das Nietzsche-Wort »Wer ein Warum zu leben hat, erträgt fast jedes Wie« an seine Patienten heran. Ihr Warum und Wofür wurde mit ihnen erarbeitet und in ihr Morgen eingeschweißt.

Es stimmt, dass man sich Visionen innerlich vorwegnehmend minutiös ausmalen kann und sich dadurch in schlimmsten Leidenszuständen noch aus dem Sog von Resignation und Apathie freizustrampeln vermag. Frankl hat sich beispielsweise in der Hölle des Holocaust nicht nur »mental« auf luftigen Felszinnen gesehen, sondern auch in einem warmen, hellen Vortragssaal am Pult stehend, wo er über die Psychologie des Konzentrationslagers referiert. Natürlich werden nicht alle Imaginationen wahr, aber schon als Vision heizen sie den Überlebenswillen an, und sollten sie sich später tatsächlich verwirklichen, ist das ein besonderes Gnadengeschenk.

Frankl Sichtweise von der Vergangenheit

Tauchte bei einem Patienten eine Indikation zur Rückschau auf dessen *Vergangenheit* auf, scheute Frankl davor nicht zurück, nur verschob er die Rückschau auf einen nachrangigen Platz. (Auch der versierte Kletterer wird ja erst dann in die Tiefe unter ihm zurückblicken, wenn er auf einem festen Sitz gelandet ist, entspannt und locker.)

In seinen Richtlinien zur Lebensrückschau benutzte Frankl erneut eine Metapher aus der Bergwelt. Er wies darauf hin, dass sich Bergketten nach ihren höchsten Spitzen bemessen und nicht nach irgendwelchen Tälern dazwischen. Staunend vernimmt man etwa, dass es in den Küstenkordilleren den 6960 Meter hohen Aconcagua gibt. Dass es in den Anden daneben etliche rund 700 oder 800 Meter hohe Täler geben mag, ist von weitaus geringerem Interesse. Genauso, argumentierte Frankl, bemesse sich ein Menschenleben nach seinen höchsten Gipfeln, seinen imposantesten Errungenschaften, seinen beseligenden Erlebnissen, seinen glorreichsten Einfällen, seinen tapfersten Bewährungen. Deshalb mahnte er, nicht am Beweinen der »Täler« voller Kümmernisse und Schuldbegängnisse, die man durchkrochen hat, festzukrallen. *Primär* möge sich die Rückschau an

den »Highlights« des eigenen Lebens orientieren und das Herz mit Stolz, Zufriedenheit und Freude fluten. Konfrontiert man sich *danach* mit den negativen Schluchten der eigenen Lebensgeschichte, ist es leichter, diese »Täler« rückwärtig aufzufüllen mit generöser Versöhnung, ehrlicher Reue und – wenn möglich – Gottvertrauen.

Frankls seelenärztlicher Trost

Für Frankls trauernde Patienten war diese Metapher ungemein tröstlich. Sie, die den Verlust eines geliebten Menschen zu beklagen hatten, richteten sich bei dem Gedanken auf, dass ihnen diese Liebesbeziehung immerhin eine Zeit lang gewährt gewesen war. Dass das Erlebte wie ein unverrückbares Bergmassiv zur Kette ihrer Lebensgeschichte dazugehörte und ihnen einst emotionale Höhenflüge erlaubt hat. Keine Macht der Welt kann ihnen die Erklimmung dieses Bergmassivs mehr absprechen. Sie haben sozusagen *ihren* Aconcagua gehabt! Die Tränen über das Verlorene versickern in der Dankbarkeit über das Gewesene …

Überhaupt plädierte Frankl dafür, dass niemand seine Augen für immer schließen solle, ohne vorher das Beste seines Lebens noch einmal Revue passieren zu lassen. Ihm schwebte dabei das Bild vom »Alpenglühen« in den Dolomiten vor, bei dem die untergehende Sonne die Felsformationen hoch über der Baumgrenze rotgülden anstrahlt, während die Niederungen darunter längst schon in der Abenddämmerung versunken sind. Am Ende wird zählen *und nur zählen*, was an Sinnvollem in einem Menschenleben gewirkt hat und bewirkt worden ist, so Frankls Credo.

Über die Autorin

Elisabeth Lukas, geboren 1942 in Wien, ist Schülerin von Viktor E. Frankl. Sie spezialisierte sich auf die praktische Anwendung der von ihm begründeten Logotherapie, die sie methodisch weiterentwickelte. Ihre mehr als 30-jährige Erfahrung als Klinische Psychologin und approbierte Psychotherapeutin kam ihr bei ihrer Lehrtätigkeit auf Einladung von ca. 50 Universitäten zugute. Sie hat nicht nur hunderten Patientinnen und Patienten Beistand und »Lebenshilfe« geleistet, sondern auch als Dozentin eine ganze Generation an logotherapeutischen Fachkräften ausgebildet. Ihre zahlreichen Vorträge sowie Publikationen in 18 Sprachen machten sie international bekannt. Ihr Werk ist mit der Ehrenmedaille der Santa-Clara-Universität in Kalifornien, mit dem Großen Preis des Viktor-Frankl-Fonds der Stadt Wien und mit einer Ehrenprofessur an der Universität Moskau ausgezeichnet worden.

Weiterlesen

Ausgewählte Bücher zum Thema

Thomas Behm: *Führer auf die Hohe Wand. 750 Anstiege von 1 bis 6+.*
Verlag Thomas Behm/Österreichischer Touristenklub, Ausgabe 2012

Thomas Behm: *Kletterführer Höllenthal, Rax und Schneeberg.*
2.000 Routen von 2 bis 11.
Verlag Thomas Behm, Wiener Neustadt 2006

Thomas Behm, Robert Gruber, Bernd Schwanda: *Keltenkalk 3.*
4.000 Kletterrouten und Boulder vom Wienerwald bis zum Semmering.
Schwanda Verlag, Wien 2012

Gebhard Bendler: *Wilder Kaiser.*
Von Sommerfrischlern, Kletterlegenden, Skipionieren und dem Bergdoktor.
Tyrolia Verlag, Innsbruck 2016.

Viktor E. Frankl: *Ärztliche Seelsorge.*
Grundlagen der Logotherapie und Existenzanalyse.
DTV-Verlag, München 2018

Viktor E. Frankl: *Bergerlebnis und Sinnerfahrung.*
Tyrolia Verlag, Innsbruck 2013

Viktor E. Frankl: *Das Leiden am sinnlosen Leben. Psychotherapie für heute.*
Herder/Kreuz, Freiburg im Breisgau 2015.

Viktor E. Frankl: *Der leidende Mensch.*
Anthropologische Grundlagen der Psychotherapie.
Hans Huber, Bern 2005

Viktor E. Frankl: *Der Mensch vor der Frage nach dem Sinn.*
Eine Auswahl aus dem Gesamtwerk.
Piper Verlag, München 2019

Viktor E. Frankl: *Der unbewußte Gott. Psychotherapie und Religion.*
DTV, München 2017

Viktor E. Frankl: *Der Wille zum Sinn. Ausgewählte Vorträge über Logotherapie.*
Hogrefe, Bern 2016.

Viktor E. Frankl: *Dem Leben Antwort geben. Autobiographie.*
Beltz Verlag, Weinheim 2017

Viktor E. Frankl: *Es kommt der Tag, da bist du frei.*
Unveröffentlichte Briefe, Texte und Reden.
Kösel-Verlag, München 2015

Viktor E. Frankl: *Grundkonzepte der Logotherapie.*
Facultas Verlag, Wien 2015

Viktor E. Frankl: *Psychotherapie für den Alltag.*
Rundfunkvorträge über Seelenheilkunde.
Kreuz Verlag, Freiburg im Breisgau 2015

Viktor E. Frankl: *… trotzdem Ja zum Leben sagen.*
Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager.
Penguin Verlag, München 2019

Viktor E. Frankl: *Wer ein Warum zu leben hat. Lebenssinn und Resilienz*
(Neuausgabe von: Logotherapie und Existenzanalyse.
Texte aus sechs Jahrzehnten). Beltz Verlag, Weinheim 2019

Ewald Gausterer, Kurt Schall: *Peilstein Kletterführer.*
Schall Verlag, Alland 2013

Josef Hasitschka, Ernst Kren, Adi Mokrejs: *Gesäuse Pioniere.*
Alpingeschichte aus der Universität des Bergsteigens.
Schall Verlag, Alland 2008

Klaus Hoi, Kurt Schall u.a.: *Kletterarena Dachstein West & Süd.*
Schall Verlag, Alland 2019

Alexander Huber, Willi Schwenkmeier: *Drei Zinnen.*
Klettern in den Dolomiten.
Piper Verlag, München 2014

Haddon Klingberg, Jr.: *Viktor und Elly Frankl.*
Die Geschichte zweier außergewöhnlicher Menschen.
Facultas Verlag, Wien 2013

Alfried Längle: *Viktor Frankl. Ein Porträt.*
Piper Verlag, München 1998

Hanno Loewy, Gerhard Milchram (Hrsg.):
Hast du meine Alpen gesehen? Eine jüdische Beziehungsgeschichte.
Bucher Verlag, Hohenems 2009

Karl Lukan: *Ein Stück vom Himmel.*
Als das Bergsteigen noch wild und gefährlich war.
Tyrolia Verlag, Innsbruck 2013

Elisabeth Lukas: *Der Schlüssel zu einem sinnvollen Leben.*
Die Höhenpsychologie Viktor E. Frankls.
Kösel Verlag, München 2011

Elisabeth Lukas: *Der Seele Heimat ist der Sinn.*
Kösel Verlag, München 2005

Elisabeth Lukas: *Lebensstil und Wohlbefinden.*
Seelisch gesund bleiben – Anregungen aus der Logotherapie.
Profil Verlag, München 2010

Elisabeth Lukas: *Sinnzentrierte Psychotherapie.*
Die Logotherapie von Viktor E. Frankl in Theorie und Praxis.
Profil Verlag, München 2015

Elisabeth Lukas: *Sehnsucht nach Sinn.*
Logotherapeutische Antworten auf existentielle Fragen.
Profil Verlag, München 2018

Gernot Schuster, Peter Zöchbauer (Hrsg.):
Haltestelle Puchberg. Portraits berühmter Gäste und Gönner.
Berger Verlag, Wien/Horn 1997

Ganz oben: Klaus Haselböck (links) und Michael Holzer am Gipfel der Großen Zinne.

Steigbuch

Eine Seilschaft verbindet Gegensätzlichkeit und Gemeinsamkeit zu einem Wir.

Im Fall der beiden Autoren – zwei Niederösterreicher aus Puchberg am Schneeberg und Krems an der Donau, die in Wien studiert und miteinander 100 Jahre Lebens- und 60 Jahre Berufserfahrung im Rucksack haben.

Michael Holzer
begleitet als Berater und Coach erfolgreiche Persönlichkeiten zu ihren Sinnperspektiven.

Klaus Haselböck
lebt den Berg beruflich, ist Gründungs-Chefredakteur der Zeitschrift *Bergwelten* und Autor zu Alpinthemen.

Gemeinsam kreieren sie innovative Erlebnisformate in der Natur, in denen Frankl-Themen wie die »Trotzmacht des Geistes« und die »Selbsttranszendenz« eine Basis für persönliche Entwicklungsschritte bilden.

Die intuitive Dreier-Seilschaft mit Viktor Frankl hat ihre Freundschaft vertieft und ein neues Verständnis für das Menschsein an sich bewirkt. Berg und Sinn gehören zusammen: ein Raum der Inspiration, der uns allen offensteht.

Dank

Wir sind nie allein geklettert. Und auch nie allein zu zweit. Ohne all die Seilgefährtinnen und Seilgefährten wäre es uns nie gelungen, dass aus dem Nachstieg Viktor Frankls dieses Buch wird. Jetzt, am Gipfel angelangt, ist es Zeit, das zu würdigen.

Wir danken …

… der Familie Frankl: Franz und Alexander Vesely (Viktor Frankls Schwiegersohn und Enkel) haben uns wohlwollend und tatkräftig unterstützt, Archive durchforstet und uns die unvergessliche Begegnung mit der Grande Dame Elli Frankl ermöglicht. Unser ganz besonderer Dank gilt ihr: für ihre Offenheit, für die lebendigen Schilderungen ihrer Liebe, ihrer Ehe und ihrer Zeit mit Viktor Frankl in den Bergen.

… allen Frankl-Freunden: Neben Viktor Frankls eigenem Werk haben die Menschen, die ihn gut kannten und uns bereitwillig für Gespräche zur Verfügung standen, den größten Anteil an diesem Buch: Wir danken Elisabeth Lukas für den inspirierenden Austausch und die Ehre, dass sie uns einen Beitrag zu *Berg und Sinn* beigesteuert hat. Wir danken Giselher Guttmann für das wunderbare Gespräch unter Bergsteigern in der Sigmund Freud Privatuniversität und Alfried Längle für die wertschätzenden Reflexionen in seiner Privatpraxis. Danke auch an Franz Eggl von der Neuen Seehütte sowie Ewald Putz, Ignaz Gruber und Lutz Maurer für das Teilen ihrer Erinnerungen.

… den Berg-Koryphäen: Wer im alpinen Neuland unterwegs ist, nimmt sich besser einen Bergführer. Für dieses Projekt haben wir gleich mehrere gebraucht – am Berg wie im Tal. Vielen Dank Martin Achrainer, dem kompetenten, hilfsbereiten Archivar des Österreichischen Alpenvereins, der

das Buch mit Informationen zu Rudi Reif und der Sektion Donauland sehr bereichert hat. Adi Mokrejs gab uns sein Wissen zur Historie des Kletterns und den Wiener Hausbergen weiter. Als Dolomiten-Kenner standen uns Felix Tschurtschenthaler und Hanspeter Eisendle mit Rat und Tat zur Seite, Gerti Reinisch-Indrich, Vize-Präsidentin des Alpenklubs, unterstützte uns bei der Suche nach Zeitzeugen.

… den Frankl-Bewahrern: Einem geistigen Vermächtnis mit viel Hingabe ein würdiges Andenken bewahren – im »Viktor-Frankl-Zentrum« (franklzentrum.org) und im »Viktor-Frankl-Museum« erlebt man, wie das gelingt. Danke und Respekt an die Menschen, die in Viktor Frankls Sinne sinnvoll wirken.

… dem Bergwelten Verlag: Dirk Rumberg, Christoph Loidl und Sophia Angerer haben von Anfang an an das Potenzial unserer Idee geglaubt und uns auf dem Weg – der nicht immer Gehgelände war – motiviert und bestärkt. Ihr positives Feedback hat uns über manche Schlüsselstelle geholfen. Volker Viechtbauer, Leiter Recht und Personal bei Red Bull und ausgewiesener Frankl-Kenner, gab uns wertvolle Impulse für die Linienwahl, unsere beiden Lektoren Arnold Klaffenböck und Maria-Christine Leitgeb haben uns sicher bis auf den Gipfel gebracht.

… unseren Nächsten und Liebsten: Tja, jetzt wird's emotional. Die Expedition war fordernd – und während unserer kleinen Heldenreise haben gerade die Nächsten und Liebsten in unserem persönlichen Umfeld die meiste Geduld aufbringen müssen. Danke unseren Familien und Freunden, die uns erst über Monate nur in Büchern versunken fanden, dann sehr oft weg in den Bergen wussten und am Ende tage- und nächtelang nur unsere Hinterköpfe vor dem Bildschirm gesehen haben. Wir sind wieder da! Danke den Chefs, Kolleginnen und Kollegen, Kundinnen und Kunden in unseren Brotjobs: für das Teilen unserer Begeisterung und das Verständnis, das es da oder dort brauchte.

Danke an alle, die etwas beigetragen haben: Es ist auch euer Buch!